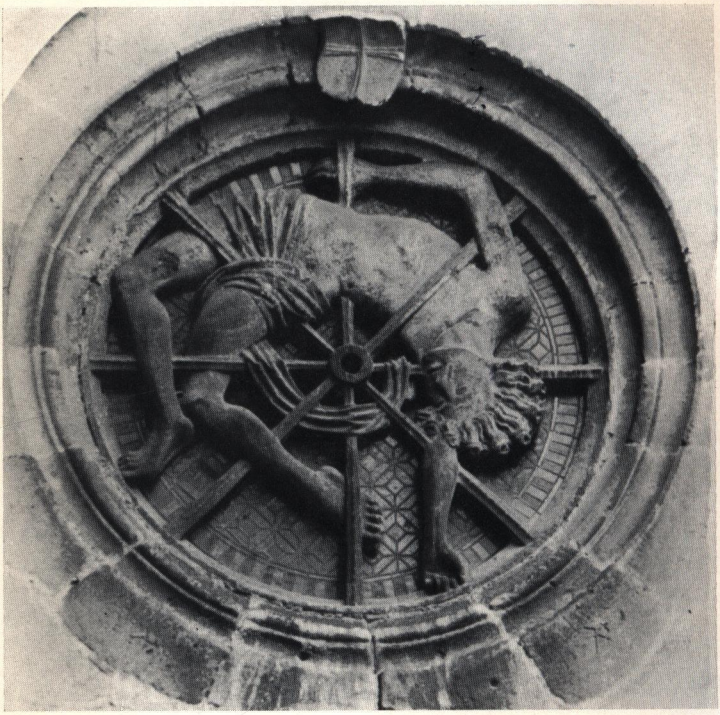
Leers
Altes
Wissen
und
neuer
Glaube
1935

JOHANN VON LEERS

DAS ALTE WISSEN UND DER NEUE GLAUBE

Die Grundfrage der deutschen Frühgeschichte / Der Streit um die vorchristliche Religiosität / Vordergrund und Hintergrund der germanischen Religiosität / Mythologie und Jahreslauf / Symbolik und Urglaube / Der Reichtum nordischer Religiosität / Glaube, Blut und Boden

Johann von Leers / Das alte Wissen und der neue Glaube



Auf das Rad geflochtener Baldur

Johann von Leers

Das alte Wissen und der neue Glaube

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36 und Wandsbek
Copyright 1935 by Hanseatische Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36 / Printed in Germany

Die Grundfrage der deutſchen Frühgeſchichte

Wenn in unſeren Tagen endlich und erfreulicherweiſe die Beſchäftigung mit den frühen und früheſten Perioden unſerer Geſchichte einen breiteren Raum in Erziehung, Unterricht und allgemeinem Intereſſe bekommt, ſo iſt dies zugleich eine Folge der grundlegend geänderten Weltanſchauung.

Die Weltanſchauungen des 19. Jahrhunderts gingen alle von der Vorausſetzung aus, daß der Menſch gleich ſei. Sie unterſchieden ſich lediglich in den Folgerungen, die ſie aus dieſer natürlichen Gleichheit des Menſchengeſchlechts zogen. Für den konſervativen Menſchen jener Zeit ergab ſich aus der „natürlichen Gleichheit" aller Menſchen die Pflicht des „Untertanen", der „von Gott eingeſetzten Obrigkeit" gehorſam zu ſein ohne Rückſicht auf Nationalität und Raſſe. Er mußte darum dem aus Volkstum und Raſſenbewußtſein entſpringenden modernen Nationalismus gegenüber von ſeinem ſtaatlichen Denken her ablehnend eingeſtellt ſein*. Für den Anhänger der liberalen Weltanſchauung, der für den „von Natur gleichen Menſchen" auch die von Natur gleiche Freiheit forderte, ergab ſich von vornherein nicht nur politiſch die Zurückſetzung der Nation hinter die Rechte des Individuums, ſondern auch wiſſenſchaftlich die Überzeugung von einem einheitlichen Kulturfortſchritt der geſamten Menſchheit, ein Fortſchrittsglaube, der von der Nacht der Primitivität bis zu immer höheren Höhen der Entwicklung führen mußte, der Glaube an der ganzen Menſchheit gleichmäßig zugängliche Wiſſensgüter, die gelehrt werden können und die darum von allen Menſchen ohne Rückſicht auf ihre ſtammesmäßige Grundlage übernommen und weiter entwickelt zu werden vermögen. Für den Anhänger einer Weltreligion, wie etwa der chriſtlichen, die in allem Gebein vorerſt eine „massa perditionis" ſieht, die durch die Annahme des allein rechten Glaubens gehoben wird, mußte ſich eine ſcharfe Trennung in der Geſchichte der von ihr ergriffenen

* Bezeichnend für dieſe konſervative Auffaſſung iſt folgender Vorfall, den Eugen Schmahl („Der Aufſtieg der nationalen Idee", S. 66) berichtet: „So war es möglich, daß auf einer Verſammlung öſterreichiſcher Biſchöfe in Wien erklärt werden konnte, das Streben der Völker nach politiſcher Freiheit ſtehe im Widerſpruch mit der von Gott eingeſetzten ſtaatlichen Ordnung. Die nationalen Unterſchiede ſeien auf die Sprachenverwirrung zurückzuführen, die Gott bei dem Turmbau zu Babel als Strafe des Übermuts über die Menſchheit verhängt habe. Sie ſeien als ein Reſt des Heidentums zu betrachten und müßten durch das Chriſtentum überwunden werden, könnten alſo niemals die Grundlage eines gottgefälligen Staatslebens bilden."

Völker ergeben. Vor der Bekehrung lag schwarze Nacht heidnischen Wahns, nach der Bekehrung begann die eigentliche Kultur — was immer in dieser Kultur entstand, wurde in erster Linie den sittigenden Kräften des heilsam eingedrungenen neuen Glaubens zugeschrieben, was immer an minderwertigen Erscheinungen vorhanden war, als eine Nachwirkung wüsten Heidentums angesehen. Bei der Gleichheit aller Menschen vor Gott wurde dabei die Notwendigkeit des Weges zur höheren menschlichen Kultur nur über die Annahme der christlichen Lehre als möglich angesehen, wie ja auch noch in naiver Selbstgefälligkeit im Jahre 1900 die gebildete Welt Europas etwa für die Jahrtausende alte, hochgeistige chinesische Kultur eine wirkliche Entwicklung „zum Fortschritt" nur über die Annahme der Lehren der Missionare in kindlichem Eifer für möglich gehalten hat.

Der Anhänger der marxistischen Weltanschauung gar drehte das Bild völlig um, nahm die Schöpfung für den Schöpfer und erklärte alle Entwicklung der Menschheit als abhängig von ihren wirtschaftlichen Erfolgen. Nicht der Mensch gestaltete und gestaltet für den konsequenten Marxisten die Wirtschaft, sondern der in allen Zonen gleiche Mensch wird nicht nur in seinem äußerlichen Leben, sondern auch in seiner geistigen Fähigkeit lediglich bestimmt durch die wirtschaftliche Umwelt, in der er steht — eine Lehre, absurd genug, um diejenigen zu gewinnen, denen man jahrhundertelang den Glauben an die ihnen innewohnende Schöpferkraft ihrer Natur genommen hatte — oder die rassisch überhaupt nicht in der Lage waren, einen solchen Glauben zu besitzen.

Die moderne rassengeschichtliche Betrachtung, wie sie von Gobineau, Chamberlain, Ammon, Theodor Fritsch, Günther und als letztem und größtem von Adolf Hitler geschaffen worden ist, beruht auf den beiden ehernen Grundlagen, die unserer ganzen heutigen Geschichtsbetrachtung zugrunde liegen:

a) Die Hypothese von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, wird als unbeweisbar und von den Tatsachen widerlegt abgelehnt;

b) Die Ungleichheit der Rassen wird als Grunderkenntnis für Geistesgeschichte, Geschichte der Wirtschaft, Geschichte der Kultur und politische Geschichte, als „Schlüssel zur Weltgeschichte" nicht angenommen, sondern auf dem Wege exakter biologischer Untersuchungen nachgewiesen.

Drei große Grundlagen ihrer Auffassung besaß die bisherige Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt:

a) Die weitgehende äußere Formgleichheit des Menschengeschlechts und die Unkenntnis der Rassenkunde und ihrer Gesetze.

Diese erste Bastion ist heute weggefallen, sie ist gestürmt und niedergelegt. Die wissenschaftliche Rassenkunde, insonderheit das Lebenswerk von Professor Günther, Jena, hat mit Klarheit die Ungleichheit der Rassen nach exakten Messungen und exakten, zahlenmäßig greifbaren Merkmalen er-

wieſen; die Politik des neuen Deutſchlands hat in ihrer Raſſegeſetzgebung hieraus die Folgerung gezogen.

b) Die zweite Baſtion der alten wiſſenſchaftlichen Welt war und iſt die Lehre von der Milieubedingtheit der menſchlichen Kultur. Dieſe geht ebenfalls ſtillſchweigend von der Vorausſetzung aus, daß der (als gleich angenommene) Menſch ſich in einem günſtigeren Klima raſcher zu höheren Kulturen entwickle als in einem rauheren Klima, daß wir deshalb die Quellen der Kultur etwa des europäiſchen Kulturkreiſes zu ſuchen hätten in klimatiſch beſonders begünſtigten Bezirken, alſo in den fruchtbaren Stromtälern des Euphrat und Tigris einerſeits, des Nils andererſeits. Dieſe Gebiete ſeien als die wahrſcheinlich urſprünglichen Strahlungsherde der europäiſchen Kultur anzuſehen, von denen dann das Licht menſchlicher Bildung zu den weiter im Norden ſeßhaften Barbaren gedrungen ſei. Dieſe Behauptung konnte, anders als die erſte von der ja nur angenommenen Gleichheit des Menſchengeſchlechtes, für ſich in Anſpruch nehmen, daß ſie nicht nur durch Funde belegt, ſondern jedem, der ſehen wollte, durch geradezu erdrückendes Material an Tatſachen beinahe unwiderleglich vor Augen geführt wurde. Man kann heute noch verſtehen, mit welcher inneren Ergriffenheit und Begeiſterung die Forſcher in die Welt des alten Babylon, in die Welt des alten Ägypten immer tiefer und tiefer eindringend, von der Größe dieſer Kulturen ergriffen und gepackt wurden. Die Unkenntnis gleichzeitiger und früherer Dinge auf dem Boden Weſt- und Nordeuropas erleichterte dieſe Auffaſſung, daß man tatſächlich an die alten Wiegen der Menſchheitskultur herangekommen ſei. Fritz Hommel in ſeiner außerordentlich fleißigen „Geſchichte Babyloniens und Aſſyriens“ (in der „Allgemeinen Geſchichte in Einzeldarſtellungen“, herausgegeben von Wilhelm Oncken, Berlin 1885) konnte noch durchaus getroſt ſchreiben: „Die Weltgeſchichte, ſo, wie wir ſie überhaupt zurückverfolgen können, beginnt in Babylonien“. Man lächelt heute aus beſſerer Kenntnis der Dinge vielleicht über dieſe Auffaſſung, aber ſie war haltbar, ſolange der Spaten nicht in Nord- und Weſteuropa angeſetzt, noch nicht die Hinterlaſſenſchaften der bäuerlichen Vorfahren und erſten Befruchter der Kulturen des Vorderen Orients aufgefunden waren.

Mit dreifachem Band hielt ja die damalige wiſſenſchaftliche Meinung die Lehre von dem Barbarentum der nordiſchen Raſſe, der Jungſteinzeitleute Europas feſt: Mit der ganz allgemein geglaubten Annahme von ihrem primitiven Nomadentum (Fritz Kern hat als letzter dieſe Lehre vertreten und erſt R. Walther Darré hat ſie grundlegend in ſeinem „Bauerntum als Lebensquell der nordiſchen Raſſe“ zerſtört), mit der Lehre von dem Barbarentum auch noch der Germanen zur vorrömiſchen, römiſchen und Chriſtianiſierungsperiode und ſchließlich mit einer großen Anzahl von Beweisſtücken für die Einfuhr höherer Kulturgüter aus dem Orient.

Hinter dieser Auffassung aber stand und steht nicht nur die Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, sondern umgekehrt sogar die Annahme, daß die nordische Rasse als Hauptträgerin der nord- und westeuropäischen Kulturen ohne Berührung mit der orientalischen Welt, bzw. den unter den Einwirkungen des Orients entwickelten mittelmeerischen Stammesgenossen (Hellenen, Römer) überhaupt nicht in der Lage gewesen sei, Kulturwerte von sich aus hervorzubringen. Das aber bedeutete wiederum eine offene Fragwürdigkeit der gesamten Rassenlehre; war die nordische Rasse in frühgeschichtlicher Zeit nicht einmal in der Lage, Häuser zu bauen, eine Bauernwirtschaft zu treiben, ja sogar Metalle zu schmelzen und zu bearbeiten — mit welchem Recht konnte dann eigentlich für sie von der Rassenkunde ein besonderer Wert behauptet werden, mit welchem Recht konnte eine Rasse, „deren Vorfahren noch auf den Bäumen lebten, als es in Babylon und Phönizien schon Städte, Schrift und Bildungswesen gab", für sich in Anspruch nehmen, als die kulturschöpferische Rasse zu gelten?

Hier griff sehr geschickt, oft aus ganz anderen Dingen entspringend, oft ohne den Willen, in diesem weltanschaulichen Konflikt Stellung zu nehmen, als bequeme Vermittlung die Kulturkreislehre ein, wie sie von dem genialen Russen J. N. Danilewskij zum erstenmal in seinem Werk „Asien und Europa" entwickelt, von Oswald Spengler grundlegend in dessen „Untergang des Abendlandes" ausgebaut ist. Die Kulturkreislehre, die das Wachsen, Blühen und Verwelken von Kulturen lehrt, die „Kulturseelen" annimmt, die auch an eine weitgehende Unübertragbarkeit von Kulturen glaubt (hier liegen die Berührungspunkte zur Rassen-Seelenkunde von Clauß und Prinz zur Lippe), schien diese Frage höchst einfach zu lösen, sie nimmt, von irgendwoher und ohne bestimmtes Ziel das Aufsprießen von Kulturen, das Entstehen von Kulturseelen in einer bestimmten prägenden Landschaft an, die dann ebenso verfallen, vorzeitig ausgetilgt werden oder versinken und Neuem Platz machen, wie Pflanzen verwelken, abgemäht werden und dann den Boden für neue Frucht düngen.

Die Kulturkreislehre — auch Frobenius hat nicht selten sich auf sie bezogen — entbehrt nicht gewisser mystischer Züge. Auch sie erklärt den Menschen und sein Werden nicht aus sich selbst, sondern aus etwas, das außerhalb von ihm steht, läßt ihn von einer Kulturseele ergriffen werden, statt umgekehrt richtiger die großen Kulturen als geistigen und seelischen Ausdruck einer Rasse zu fassen, die nun einmal in Blut und Veranlagung gewisse seelische Schöpferkräfte in sich und mit sich trägt.

Die Kulturkreislehre vermochte so, innerlich zu wenig beweiskräftig, wie sie trotz mancher klugen und nachdenklichen Gedanken ist, einen Frieden zwischen den Gegensätzen nicht zu schaffen, sie vermochte nicht zu klären, wie es möglich sei, daß die Rassenkunde die besondere kulturschöpferische Kraft

der nordischen Rasse mit zahlreichen Beweismitteln aus der geschichtlichen Periode zu einem ihrer Hauptgrundgedanken erhob und wie es dem gegenüber möglich sei, daß die Frühgeschichte eine völlige Kulturlosigkeit, ein primitives Barbarentum dieser Rasse annahm, das erst durch Einfuhr von Kulturgütern materieller Art aus den „älteren Kulturen" des Orients auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden mußte. Das war ein Widerspruch, der unlösbar erschien, bis ihn die Grabungswissenschaft gelöst hat. Es ist das unvergeßliche Verdienst von Gustav Kossinna in seinem Werk „Die Deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende nationale Wissenschaft", von Oscar Montelius („Kulturgeschichte Schwedens") und von Karl Schuchhardt („Vorgeschichte Deutschlands"), von ihren Schülern und von den verwandten französischen, englischen (besonders Child) und dänischen Forschern, die Lehre von der materiellen Kulturlosigkeit Nordeuropas und Mitteleuropas zertrümmert zu haben. Nicht nur der erste Pflug auf europäischem Boden, gefunden in Walle bei Aurich in Ostfriesland, nicht nur die Kenntnis der großen Steinsetzungen und Steingräber, nicht nur die von Kossinna und dem hochverdienten alten Lisch in Schwerin nachgewiesene Eigenständigkeit der europäischen Metallkulturen haben die Lehre von der kulturellen Erschließung der Indogermanen und Vorindogermanen nordischer Rasse durch Kultureinfuhr aus dem Süden zerstört und uns den klaren Einblick in die Eigenwüchsigkeit unserer Kultur gegeben, auch das Märchen vom primitiven Barbarentum ist der Erkenntnis einer schöpferischen Kraft dieser frühen Bauernvölker gewichen. Wir sehen heute, daß hinsichtlich der materiellen Kultur, der handwerklichen und bäuerlichen Fähigkeiten wir uns unserer Vorfahren nicht zu schämen brauchen. Die Vorgeschichtswissenschaft ist in dankenswerter Weise und mit viel größeren Möglichkeiten, als früher ihr zur Verfügung standen, an der Arbeit, diese Kultur zu erschließen. In dem so häufig gerade auf diesem Gebiet aufbrandenden Streit zwischen „Fachgelehrten" und „Außenseitern" ist dieses Verdienst der Gelehrten der Grabungswissenschaft unzweifelhaft und immer anzuerkennen. Sie hat uns in einer unermüdlichen Arbeit, in einem jahrzehntelangen Mosaikwerk aus den verschiedensten Ergebnissen ihrer Funde ein immer lückenloser werdendes Bild der germanischen und indogermanischen Frühzeit erschlossen, ein Bild, das sicher auf diesem und jenem Gebiet noch ergänzungsbedürftig ist, aber dessen kulturkundliche Bedeutung heute nicht mehr bestritten werden kann. Die Ausgrabungswissenschaft, in allen ihren Zweigen die „Wissenschaft der deutschen Vorgeschichte", wie sie sich mit einem leider wenig logischen Worte nennt, hat das Märchen vom Barbarentum unserer Vorfahren zerschlagen.

Sie hat damit zum Beweis der Richtigkeit unserer auf dem Gedanken der Rasse aufgebauten Weltanschauung ein wertvolles Beweismittel

herbeigetragen. Sie hat nachgewieſen, daß jene Raſſe, deren Dampfſchiffe heute die Erde umfahren, in der Telephon, Telegraph, Radio und die tauſend techniſchen Fähigkeiten unſerer Zeit erfunden worden ſind, ſchon bei ihrem erſten Auftreten mit einem reichen techniſchen und handwerklichen Erfindergeiſt begabt war. Sie hat damit zugleich der Theorie vom Einfluß der Umwelt auf die Schöpferkraft des Menſchen einen ſtarken Stoß gegeben und nachgewieſen, daß in einer rauhen Umwelt, in der andere Raſſen nur ein kümmerliches Daſein dem Boden abzuringen vermögen, eine ſchöpferiſche Raſſe die breiten Grundlagen einer menſchlichen Kultur zu legen imſtande iſt.

Zugleich aber erſcheint es notwendig, auszuſprechen, daß Strömungen und Tendenzen innerhalb der deutſchen Vorgeſchichtswiſſenſchaft erkennbar ſind, die an der Genugtuung ſich begnügen möchten, nachgewieſen zu haben, „daß unſere germaniſchen Vorfahren keine Barbaren waren, ſondern eine hohe Kultur beſaßen".

Das aber genügt leider nicht.

c) Noch ſteht feſt die letzte und dritte Poſition der alten Anſchauung. Wer die Lehre vertritt, daß das Licht der Menſchheit aus dem vorderen Orient gekommen ſei, kann ſchließlich, ohne ſeinen Standpunkt erheblich zu gefährden, das Zugeſtändnis machen, daß die Germanen, ja ſchon die Indogermanen mit Metall umgehen konnten, daß ſie des Schmiedehandwerks kundig waren. Er kann ſich damit einverſtanden erklären, die in Bärenfelle gehüllten bärtigen Jäger zu ſtreichen und an ihrer Stelle raſierte Freibauern in Leinwand- und Wollkitteln anzunehmen, er kann ſogar gern eine hohe Quelle handwerklicher und materieller Kultur noch bäuerlicher Grundlage im europäiſchen Norden anerkennen — ſein grundſätzlicher Standpunkt von der Kulturheimat im Orient wird dadurch noch kaum berührt. Dieſer grundſätzliche Standpunkt beruht nämlich nicht auf der Annahme allein materieller Kulturüberlegenheit gegenüber materieller ſchwerſter Kulturarmut, ſondern auf der Annahme geiſtiger Kulturüberlegenheit. Er wird bereit ſein, dem indogermaniſchen Bauern der Jungſteinzeit und Bronzezeit gewiſſe äußere Kulturgüter, deren Vorhandenſein nach dem Ergebnis der Ausgrabungen er ja gar nicht mehr leugnen kann, ruhig zuzugeſtehen. Trotzdem wird für ihn die Entſtehung der höchſten Religionsform, die er kennt, des Eingottglaubens, als ein beſonderes Werk des Volkes Iſrael erſcheinen, demgegenüber er in allen indogermaniſchen Völkern und ihrer Religioſität nur ein mehr oder minder ſinnlich ſchönes oder dichteriſch buntes, aber doch primitives Heidentum zu ſehen vermag, hinter dem entweder die Anbetung bloßer Naturkräfte oder aber die heulende Daſeinsangſt vor ſelbſterfundenen Dämonen, im beſten Falle ein ausweglöſer Schickſalsglaube geſtanden habe. Während ein nicht unerheblicher, ſogar der

größte Teil der deutſchen Vorgeſchichtswiſſenſchaft noch mit Recht triumphiert, die materielle Kulturhöhe unſerer Vorfahren nachgewieſen und der Lehre „ex oriente lux“ den Boden weggezogen zu haben, hat ſich der Gegner ſchon lange unter Preisgabe dieſer nicht mehr haltbaren Poſition in ſeine letzte und bedeutſamſte, in ſeine große geiſtige Siegfriedſtellung zurückgezogen — in die Lehre von der geiſtigen Unterlegenheit der nordiſchen Raſſe und der geiſtigen Überlegenheit des Chriſtentums, in die Lehre von der religiöſen Schöpfungsunfähigkeit, zum mindeſten ausweglosen Geſtaltungsunfähigkeit der nordiſchen Raſſe gegenüber der religiöſen Höhe des Chriſtentums.

Mit dieſer Stellung ſteht und fällt aber alles. Es iſt die eigentliche und entſcheidende Poſition. Es nützt uns wenig, wenn wir der Welt beweiſen, daß die Völker der nordiſchen Raſſe ſchon frühgeſchichtlich eine hochentwickelte bäuerliche Kultur beſeſſen haben, daß ſie Bronze und Eiſen bearbeiteten, daß ſie Wolle und Leinen ſpannen — das ſind nämlich Dinge, die wir auch von einer nicht geringen Anzahl nordamerikaniſcher Indianerſtämme, ja ſogar von Hackbauern des mittelafrikaniſchen Negertums ſchließlich wiſſen, Dinge, mit denen man allein niemals die Lehre von der kulturſchöpferiſchen Kraft der nordiſchen Raſſe beweiſen könnte. Das ſind ſogar Dinge, die bedeutungslos werden, wenn umgekehrt der Gegner ſich bezieht auf ſeine Behauptung von der blinden, abergläubiſchen und in Dämonenangſt ſich verzehrenden, nur einem bunten Götterhimmel huldigenden religiöſen Unfruchtbarkeit der nordiſchen Völker.

Solange dieſe Auffaſſung gilt, ſo lange iſt unſer ganzes Raſſendogma bedroht. Solange dies aber gilt, kann auch von niemand mit voller Überzeugung Einſpruch dagegen erhoben werden, daß etwa unſerer Jugend jüdiſche Schriften als heilige Bücher dargereicht werden. Solange die Überzeugung von der frühgeſchichtlichen religiöſen Unfähigkeit der nordiſchen Völker, die erſt durch die Berührung mit dem aus orientaliſchen Lehren herausgegangenen Chriſtentum aufgehoben werden konnte, vorherrſcht, bedeutet es wenig, wenn man die Unmoral etwa der Erzvätergeſchichten des Alten Teſtaments hervorhebt und die Befreiung unſerer Jugend von ihnen fordert. Auch ſie wären dann immer noch ein Weg zu Gott, während das religiöſe Gut unſerer eigenen Raſſe in einem Irrweg, einer geiſtigen Sackgaſſe endet. Damit aber blieben wir dabei ſtehen, daß wir in Staat, Hitler-Jugend, SA. und allen anderen Organiſationen nordiſche Tugenden der Tapferkeit, des Mutes, der Raſſenehre und Raſſenpflege lehren, während im Tiefſten und Letzten, im Seelenleben des Volkes, wir anerkennen müßten, daß wir von Natur unfähig, aus Eigenem eine wirkliche Höhe zu erreichen, und letzten Endes nicht ohne den Geiſt des Judentums, des frühen Iſraels auskommen können und von ihm nun Lehren übernehmen, die, wie die beiſpielgebenden Geſtalten der

Erzväter (Abraham verkuppelt zweimal seine Frau, Isaak einmal das Gleiche, Jakob betrügt seinen Bruder Esau, in dem geradezu die Bauernvölker verspottet werden, seinen Onkel Laban und seinen Vater Isaak, Josef ist Hofjude und Kornwucherer in Ägypten usw.) im Gegensatz zu jenen Werten stehen und stehen müssen, auf denen wir unser Volksleben aufbauen wollen, ganz abgesehen davon, daß diese Frage dann direkt hineingreift in die Grundlagen unseres Staatswesens selber, daß, während wir eine Rassengesetzgebung schaffen und die Ungleichheit der Rassen anerkennen, wir in logischer Folge gezwungen sind, auf der anderen Seite, weil uns selber ein letztes eigenwüchsiges seelisches Erlebnis des Religiösen versagt sei, uns mit Lehren auseinanderzusetzen, wie sie Paulus (Galater 3, 28) vertritt „Hier ist kein Grieche noch Jude, hier ist kein Knecht noch Freier", wie sie Paulus (Apostelgesch. 17, 26) ausführt, wo er lehrt, die Menschen seien alle aus einem Blute erschaffen — im krassesten Gegensatz zu unserer Rassenlehre, oder wie die Offenbarung Johannis 5, 9 lehrt: „Du hast uns, Gott, heraus erlöst durch dein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache, jedem Volk und Volkstum".

Damit aber würden wir auf die Dauer zwiespältig und im Widerspruch mit uns selbst bleiben. Was wir im Staatlichen und Weltanschaulichen für richtig halten, müßten wir auf der Ebene des Seelischen verwerfen. Umgekehrt — was wir auf der Ebene des Seelischen annehmen müßten, dürfte uns auf dem Gebiet der Weltanschauung nicht gelten. Das ist ein unlösbarer Widerspruch, das ist die große geistige Bruchstelle des heutigen Deutschlands.

Hier, auf dem Gebiet des Seelischen und Geistigen liegt darum auch die eigentliche Streitfrage der ganzen Früh- und Vorgeschichte. Nehmen wir an, daß schon die indogermanischen, die späteren germanischen Religionsformen unfähig zu letzter Klarheit gewesen seien, so müssen wir damit anerkennen, daß diese nordische Rasse auf dem entscheidenden Gebiet jeder menschlichen Kultur nicht eine schöpferische, sondern nur eine halbschöpferische, jedenfalls eine unterlegene gegenüber dem Volke Israel sei. Nehmen wir dies aber an — was bedeutet dann unsere ganze Lehre vom Wert der nordischen Rasse? Dann hätte diese nordische Rasse, aus Eigenem unfähig, erst durch die Übernahme einer tief in fremdem Rasseboden verwurzelten Lehre ihre Seele entfalten können, sie, in der wir die eigentlich treibende Kraft und die Sonne des europäischen Kulturkreises, das immer wieder vorwärtsdrängende Element sehen, wäre dann nur eine vorwärtsgetriebene Kraft, ein blasser Mondschein fremder Sonnen und nur ein Objekt fremder Seelenkraft und Seelenhöhe. Damit aber würde die Rassenlehre in der Tiefe und in ihrer Grundlage sich selber aufgeben.

Viel entscheidender darum, als alle Feststellung, daß unsere Vorfahren dieses oder jenes Werkzeug „auch schon gehabt hätten", ist darum die Fest-

stellung, in welcher geistigen Welt sie gelebt haben. Um die Herstellung dieser geistigen Welt und den Nachweis, „daß auch hier Göttliches ist", geht es in Wirklichkeit. Hier liegt die eigentliche Streitfrage auch zwischen „Fachgelehrten" und „Außenseitern". Der Fachgelehrte wird an diese Dinge nur herankommen und herankommen wollen aus seiner Wissenschaft, entweder aus der Kenntnis der Bodenfunde, Grabanlagen und Grabbeigaben, die ihm einiges für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit, das Vorhandensein dieser oder jener Vorstellung und Weltanschauung zu sagen scheinen; der Literarhistoriker wird von den Quellen ausgehen, wie wir sie in der Edda, in den isländischen Sagas, im Beowulflied und in wenigen alten Zaubersprüchen, die uns erhalten sind, besitzen und von ihr aus die geistige Welt unserer Vorfahren erschließen. Tiefer hinein in die schriftlose oder schriftlos erscheinende Zeit aber wird er nicht folgen.

Weiter schon geht der Mythologe und Sagenforscher, auf der Schwelle zwischen Wissenschaft und dichterischem Nacherleben, der auch das große und wertvolle Mittel des Vergleiches heranzieht und von diesem her den Dingen nahezukommen versucht.

Ganz bei den Außenseitern steht der Symbolforscher, der die einheitlichen alten Symbole, die vorgeschichtlichen Kreuze und Hakenkreuze, die Sonnenspiralen und Lebensbäume sammelt, ihr Wiederauftauchen im Volksbrauch über die einzelnen Völker hinweg verfolgt und aus dieser Sammlung alter heiliger Zeichen den Urbestand frühnordischer Frömmigkeit zu erkennen versucht. Er gerät bereits in das doppelte Feuer der Gegner der rassisch bedingten Weltanschauung überhaupt, die ihn ablehnen, weil sie ihn fürchten, und jener Vorgeschichtler, die erklären, ihre Wissenschaft könne nichts über diese Dinge aussagen und außerdem „sei die Methode verkehrt", jener Literarhistoriker, die mit Recht, gestützt auf ihre Quellen, jene Erkenntnisse als mit den Quellen nicht oder nur schwer vereinbar ablehnen.

Hier draußen, auf diesem Feld der Erforschung der frühgeschichtlichen Seelenform und Religiosität der nordischen Rasse und der ihr angehörenden oder von ihr beeinflußten Völker liegt das eigentliche Schlachtfeld des Geisterkampfes. Es liegt lange nicht mehr bei dem Nachweis einer frühgeschichtlichen materiellen Kultur, diese wird der nordischen Rasse und auch den germanischen Völkern in ihr von ihren Gegnern grundsätzlich zugegeben und nur noch um ihren Umfang gestritten.

Hier aber, wo entschieden werden soll, ob die Völker nordischer Rasse eine hochwertige und nicht als primitiv, dämonengläubig oder blind schicksalsgläubig anzusehende „Weltanschauung", eine wirkliche vertiefte „Anschauung der Welt" und ihres göttlichen Urgrundes besessen haben, liegt die wirklich entscheidende Frage. Wird sie bejaht, so haben wir auch heute das Recht, der seelischen Schöpferkraft unseres Rassetums bis zur letzten Klarheit,

ja bis zum Recht auf ein religiöses Erleben, das im Einklang steht mit unserer heutigen Weltanschauung, zu vertrauen.

Müssen wir sie verneinen, so hat unsere rassische Weltanschauung einen entscheidenden Stoß bekommen, so bleiben wir, mögen wir uns noch so sehr politisch von ihm lösen, an Juda gebunden und gespalten in Seele und Wesen. Damit wird hier eine Frage aufgeworfen, die wirklich zu den Streitfragen unserer Tage gehört und zwar zu den nachdenklichen, ernsten und verantwortungsvollen Streitfragen, die für die geistige Gestalt dieses Landes bis zu gewissem Grade entscheidend werden können.

Der Streit um die vorchriſtliche Religioſität

Vom Geſichtspunkt der Bewertung der geiſtigen und ſeeliſchen Schöpferkraft der nordiſchen Raſſe hat dieſer Streit, welche Höhe das religiöſe Leben unſerer Vorfahren gehabt habe, bevor ſie das Chriſtentum annahmen oder annehmen mußten, eine wahrhaft entſcheidende Bedeutung. Je geringer und bedeutungsloſer man ihren religiöſen Beſitz anſetzt, um ſo geringer und bedeutungsloſer wird man auch ihre Kraft, aus Eigenem religiöſe Werte ſchaffen zu können, anſetzen müſſen.

Für eine Frage dagegen iſt dieſer Streitpunkt beinahe ganz bedeutungslos — für die Frage, welche religiöſe Form der deutſche Menſch unſerer Tage für ſich vorzieht. Im Deutſchen Reich herrſcht völlige Religionsfreiheit. Niemand kann gezwungen werden und darf gezwungen werden, einen Glauben zu bekennen, den er für ſich ablehnt. Wo doch ſolche Verſuche gemacht werden, Menſchen einen abgelehnten Glauben aufzuzwingen, ihnen etwa mit beruflichen oder wirtſchaftlichen Nachteilen zu drohen, wenn ſie einer beſtimmten Konfeſſion oder überhaupt einer Konfeſſion nicht angehören, handelt es ſich, ganz gleich, von wem dieſer Druck ausgeht, um einen verbrecheriſchen Eingriff in eine vom nationalſozialiſtiſchen Staat ausdrücklich geſchützte Gewiſſens- und Glaubensfreiheit. Es iſt alſo jedermann frei, ſich heute eine ihm paſſend erſcheinende und ihn befriedigende nichtchriſtliche Glaubensform für ſich und diejenigen, die ihm folgen wollen, zu ſchaffen — auch wenn die vorchriſtliche Religioſität unſeres Volkes eitel Dämonie und primitivſte Vielgötterei geweſen wäre. Umgekehrt iſt jedermann frei, ſich zum chriſtlichen Glauben gleich welcher Konfeſſion mit allen ſeinen Dogmen, Traditionen und Überlieferungen zu bekennen, auch wenn die vorchriſtliche Religioſität unſerer Vorfahren anderen als dem Chriſtentum jedenfalls in Hinſicht auf unſere Weſensart tauſendmal entſprechender und geeigneter erſcheint.

Trotzdem macht ein großer Teil der Auseinanderſetzungen über die vorchriſtliche Religioſität unſeres Volkes und ſeiner Vorfahren den Eindruck, als ſollte dabei noch einmal Chriſtentum und Germanentum gegeneinander aufmarſchieren, das Eine dem Anderen gegenüber ſeine Überlegenheiten erweiſen. Es iſt auch kein Zweifel, daß um ſo mehr Menſchen die Vernichtung der vorchriſtlichen Religioſität bedauern würden, je höher dieſe geweſen iſt und je wertvoller und inhaltreicher ſie uns erſcheint; ebenſo

wie umgekehrt von kirchlicher Seite ein gewisser Wert darauf gelegt wird, die vorchristliche Religiosität der Germanen möglichst „primitiv", zum mindesten ausweglos erscheinen zu lassen, um so den Sieg des Christentums als notwendig darzustellen. Das Eine wie das Andere ist für die sachliche Untersuchung der vorchristlichen Religiosität bedeutungslos, lediglich eine Angelegenheit der Werbung der einen oder anderen Seite, so sehr diese Argumente auch in den vielerlei Aussprachen über das Problem des arteigenen Glaubens eine Rolle spielen.

Man wird also alles, was in diesem Sinne agitatorisch ist, erst einmal auszuschalten haben und festzustellen haben, wie die vorchristliche Religiosität tatsächlich gewesen ist.

Mit Recht wird man dabei nicht umhin können, ihre äußeren Entwicklungsstufen klar zu scheiden wie ihre verschiedenen Höhenlagen gegeneinander abzugrenzen.

Am besten bekannt ist uns unzweifelhaft die Religion der germanischen Epoche kurz nach, während und kurz vor der Christianisierung. Wir nennen diese Epoche die Periode des untergehenden germanischen Glaubens oder auch besser die „Edda- und Sagaperiode". Es ist die Zeit, über deren religiöses Leben uns durch die Edda wie durch die isländischen Sagas, daneben die Missionarsberichte und zahlreiche einzelne Quellen und Hinweise noch genügend, ja geradezu reichhaltig schriftliches Material erhalten ist. Mit Recht können wir dabei dasjenige, was uns über den skandinavischen Norden erhalten ist, im wesentlichen auch für den germanischen Süden annehmen nach dem richtigen Wort von Kummer, der es „für einen methodischen Nonsens hält, beim Studium eines zu sechs Siebentel seiner Fläche übermalten Bildes nicht von dem freigebliebenen letzten Siebentel auszugehen. Verstehen können wir die Germanenmission nur von den nordischen Quellen aus".

Die zweite Periode liegt tiefer zurück, man wird sie etwa mit der taciteischen Periode bezeichnen müssen, es ist jene Zeit, als das Germanentum mit dem vorchristlichen Römertum in Berührung kam, also im wesentlichen die germanische Eisenzeit. Wir haben für diese Periode außer den römischen Schriftstellern (Cäsar, Tacitus, Livius, Plinius) eigene germanische schriftliche Quellen nicht mehr, verfügen dagegen genau wie in der Periode der Edda- und Sagazeit über das, was wir als Grabgebräuche, Schmucksymbolik und dergleichen erschließen können, bzw. mit hinreichender Klarheit auf Grund der Funde besitzen.

Die indogermanische Periode, in der die germanischen Völker noch in engstem Zusammenleben mit den sprach- und rasseverwandten anderen indogermanischen Völkern das indogermanische Urvolk bildeten, kann von uns direkt für die Germanen nicht mehr erschlossen werden. Die verglei-

chende Religionswiſſenſchaft aber vermag uns durch Zuſammenſtellung und Vergleich der erkennbar alten religiöſen Überlieferungen der anderen indogermaniſchen Völker ſowie der dieſen entſprechenden Beſtandteile der germaniſchen Religioſität ein gewiſſes „Bild des Glaubens“* der Urindogermanen zu geben. Hier wären alſo heranzuziehen die Götterlehren, Mythen und Mären ſämtlicher uns bekannter Völker indogermaniſcher Zunge, alſo in erſter Linie die bekannten Mythen, Mären und Sagen, die früheſten Religionsformen der Hellenen, Latiner, Kelten, Illyrer, Slawen, Litauer und Letten. Dabei wären — was bis jetzt leider am meiſten verabſäumt iſt, die nächſten Nachbarn der Germanen, die Letten, Litauer und Slawen am ſtärkſten zu berückſichtigen, da ſie nicht nur den Germanen am nächſten wohnten, ſondern auch altertümliche Formen infolge ſpäterer Anteilnahme an der nivellierenden Kultur am längſten bewahrt haben.

Die vierte und letzte Periode wäre dann als die Periode der Urreligion der nordiſchen Raſſe zu bezeichnen. Hier handelt es ſich um die religiöſen Formen, die wir bei der nordiſchen Raſſe und ihrem erſten Auftauchen in Europa feſtzuſtellen haben, d. h. die religiöſen Formen und ihr Inhalt, wie wir ihn für die große Steingräberzeit der Jungſteinzeit erſchließen können, wie er ſich für dieſe Periode aus Grabfunden, Felszeichnungen und ſonſtigen Symbolen ergibt.

Die ſchriftliche Überlieferung folgt uns alſo auf germaniſchem Boden von germaniſcher Hand in der Form zuſammenhängender Erzählungen und Darſtellungen nur bis in die erſte Periode, die Periode der Edda- und Sagazeit, aus römiſcher Hand über die zweite Periode, die wir die taciteiſche nennen wollten, bis in die dritte Periode, ergänzt durch die uns erhaltenen ſchriftlichen Überlieferungen der andren indogermaniſchen Völker (ariſche Inder, Hellenen, Perſer uſw.). Die ſchriftliche Überlieferung in der Form von zuſammenhängenden Darſtellungen und Erzählungen verläßt uns in der vierten, der urnordiſchen Periode gänzlich, auf die wir von den anderen Perioden, inſonderheit der dritten zurückſchließen müſſen.

Sagen und Mythen gehen entweder bis in die dritte Periode, wenn ſie allen oder einigen indogermaniſchen Völkern gemeinſam ſind. Finden ſie ſich auch außerhalb der indogermaniſchen Völker verbreitet in Gebieten, die einmal der nordiſchen, wahrſcheinlich ſubarktiſchen Urkultur zuzurechenen ſind, ſo führen ſie bis in die vierte Periode zurück, in jene Zeit, in der aus der urnordiſchen Raſſengruppe die ſpäteren Indogermanen ſich noch nicht herausgebildet haben.

(Anm.: Der Ausdruck Indogermanen iſt vielfach in ausländiſchen Veröffentlichungen beanſtandet worden, als ob damit innerhalb dieſer Sprach-

* Wie es L. v. Schröder in ſeiner „Ariſchen Religion“ ſchon 1910 tat.

familie für die Germanen ein beſonderer Vorrang in Anſpruch genommen würde. Das iſt aber nicht beabſichtigt. Der Ausdruck iſt vielmehr rein geographiſch und will die weiteſte Ausdehnung, ariſche Inder im Südoſten in Indien, Germanen im äußerſten Nordweſten auf Island bezeichnen, ſo wie er ſ. Z. von dem Sprachforſcher Franz Bopp 1833 vorgeſchlagen war; der ſtattdeſſen vorgeſchlagene Ausdruck „Indoeuropäer“ iſt unklar und irreführend. Auch die Basken und Magyaren ſind „Europäer“ und gehören doch nicht der indogermaniſchen Sprachgruppe an.)

Unzweifelhaft am tiefſten hinein in die Vergangenheit und am weiteſten in die Breite führt, was uns die Symbolkunde und die Archäologie von der religiöſen Überlieferung der Jungſteinzeit, der urnordiſchen Raſſe zu ſagen wiſſen. Ein Symbol, das noch in ſpäteren Jahrtauſenden mit der Bedeutung von etwas Heiligem verwandt iſt und ſich auch in der indogermaniſchen und urnordiſchen Periode findet, hat die Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß es auch damals etwas Heiliges bedeutet hat. Findet ſich dieſes Symbol außerhalb des indogermaniſchen Sprachgebietes in gleichem Zuſammenhang, ſo iſt es entweder von Indogermanen einſt dorthin gebracht oder ſtammt noch aus der vorindogermaniſchen nordiſchen Welle.

Man wird alſo bei der Betrachtung der vorchriſtlichen Religioſität dieſe Perioden einigermaßen klar zu unterſcheiden haben. Es gibt nicht eine vorchriſtliche Religion, ſondern es gibt eine etwa fünfzehn Jahrtauſende, wahrſcheinlich ſogar noch längere Religionsentwicklung in Aufſtieg und Verfall und Wiedererneuerung, die rein zeitlich die kurze chriſtliche Periode ſehr ſtark übertrifft und unzweifelhaft nicht ohne Geſtaltungen, Veränderungen und Wandlungen geweſen ſein kann.

Wenn wir dieſes Nacheinander berückſichtigen, müſſen wir aber ebenſoſehr das Nebeneinander berückſichtigen. Jede Religion hat ſehr verſchiedene Höhenlagen in ſich, je nach der geiſtigen Entwicklung, aber auch nach der raſſiſchen Grundſubſtanz ihrer Träger.

Je geiſtig aufgeſchloſſener und raſſiſch wertvoller die Träger ſind, um ſo höher wird die Ausprägung ihrer Religion als Einzelperſonen, Gemeinſchaften und Volk ſein, ſo daß ſchließlich im tiefſten und letzten die großen religiöſen Geiſter aller Völker eine Einheit, zum mindeſten eine nahe Verwandtſchaft zeigen, wie es Meiſter Konfuzius einmal ausſpricht: „Zwiſchen den vier Meeren ſind alle Edlen verwandt.“ Dieſe religiöſe Höhenlage bei einzelnen und bei größeren Gruppen werden wir auch für ältere und älteſte Zeiten ebenſo annehmen können, wie ja auch heute noch Dichtungen und Sagen ſehr alter Perioden in der geiſtigen Höhenlage nicht weſentlich bei raſſegleichen oder raſſeverwandten Völkern tiefer liegen als heute. Homer würde auch heute nicht für einfältig oder ſeeliſch plump gelten, die Edda-

dichter hinsichtlich ihrer seelischen Kraft und Gestaltungsfähigkeit keinen Grund haben, hinter heutigen Dichtern zurückzutreten. Der Weg der großen Dichter und Denker auch aus ältesten Zeiten und sehr verschiedenen Kulturen über die ganze Erde, die Anerkennung, die sie sich auch in rassefremden Völkern erworben haben, lassen es berechtigt erscheinen, wenn wir letzte religiöse Höhenlagen bei einzelnen und bei rassisch sehr wertvollen Volksgruppen auch für früheste Zeiten annehmen.

Entscheidend für jede lebendige Religion ist die gesunde religiöse Volksübung, wie sie in Sitte, Brauchtum, Glaube bei der rassisch gesunden führenden und ausschlaggebenden Schicht des Volkes in großer Breite vorhanden ist. Sie bleibt hinter der letzten Klarheit der großen Geister zurück; was diese schon in mystischer Schau oder klarer Erkenntnis als letzten Ausdruck kosmischer Ordnung und göttlicher Wirklichkeit sehen, erscheint in der rassehaft gesunden Volksreligion nicht nur im abstrakten Symbol ausgedrückt, sondern in Mythos und Sage zu lebendigen Gestalten geformt, wobei der schlichten Symbolik der „Welt-Anschauung" der religiös schöpferischen Geister das bunte Gewand der Mythologie angezogen wird, um die schweren Erkenntnisse dem Alltag der Arbeit leichter zu machen.

Darunter steht dann in verschiedenen Abstufungen die Tiefenlage jeder Religion vom unlebendigen Formelglauben und äußerer, seelisch unberührter Werkheiligkeit bis zu dem in Grauen und Angst, in sexueller Haltlosigkeit und düsteren Ausbrüchen verstörter Seelen üppig wuchernden Aberglauben. Der Aberglaube unterscheidet sich von der wirklichen Religion dadurch, daß er ohne Ordnung und ohne Bindung ist. Während die wirkliche Religion den Sinn der Welt zu erkennen versucht und in ihm eine Form der Ordnung verehrt — sei es eine von außen gesetzte Ordnung eines transzendenten Gottes wie in den Religionen des orientalisch vorderasiatischen Rasseraums, etwa im Islam oder Christentum, sei es eine gottbeseelte Weltordnung immanenter göttlicher Kräfte, wie im hier darzustellenden Religionsleben der Völker nordischer Rasse — herrscht im Aberglauben das Sinnlose vor, das Wunder, das Grauenvolle, der lebendig gewordene Leichnam, der Werwolf, die schwarze Katze, die von links über den Weg läuft und Unglück bringt, die Nachtmahre, Vampire, der Succubus und Incubus, die ganze schreckensvolle Welt geängstigter und unklarer Seelen. Je nach der rassischen Höhe eines Volkes wird der Bereich des Aberglaubens größer oder kleiner, das Reich der Dämonen, Angstträume und blutigen oder fleischlosen Schreckensgestalten ausgedehnter oder geringer sein. Bei ganz primitiven und kulturunschöpferischen Stämmen umfaßt das Gebiet des Aberglaubens das gesamte Seelenleben — je höher die Völker stehen, desto vertiefter wird ihre religiöse Einsicht sein, möge sie im einzelnen noch so verschieden geformt sein. Der Aberglaube ist in dieser Hinsicht durchaus auch

rassisch bedingt. Es gibt Menschen wohl ziemlich in jedem Volke, deren Erbgut rassisch so minderwertig ist, daß auch ihre Seele abergläubisch sein muß. Beobachtungen darüber anzustellen, ist auch heute noch möglich. Daß die großen Weltreligionen mit mancherlei Wundergeschichten, mit der Schaffung von dämonischen Heeren, mit der Ausmalung etwa einer Hölle, bevölkert von geschwänzten, ziegenfüßigen Teufeln, diesem Bedürfnis einer gewissen rassischen Unterschicht in allen Völkern, stets klug entgegengekommen sind, werden sie ehrlicherweise nicht bestreiten wollen. Sie haben sich damit eine mit Leichtigkeit zu erhaltende Anhängerschar gesichert, die in jedem Falle, wenn man ihr nur Hilfe gegen ihre selbsterfundenen Plagen verspricht, treu bleibt.

Diese drei Lagen jeder Religion wird man auch, soweit sie noch erkennbar sind, bei der Untersuchung über die vorchristliche Religiosität zu berücksichtigen haben. Die vorchristlichen Germanen, ihre Vorfahren und ältesten Vorfahren werden unzweifelhaft alle drei Gruppen gekannt haben, wie wir sie bei jedem Volke in verschiedener Verteilung finden.

Dabei ist auf uns am allerstärksten der Aberglaube gekommen. Wir müssen uns sehr hüten, heute lebendige oder noch vor wenigen Jahrhunderten lebendig gewesene abergläubische Gebräuche als Inhalt der vorchristlichen Religiosität anzusehen. Ein Teil davon ist einfach vorchristlicher oder in der christlichen Periode entstandener Aberglaube, das Christentum hat ja selber mancherlei Anlaß zur Entstehung von Aberglauben gegeben, angefangen bei der alten Frau, die die Zukunft mittels einer Stricknadel aus der Bibel herausholen will, bis zum Hexenglauben und den abergläubischen Vorstellungen des Hexenhammers, des Muttermals als eines Anzeichens der Ketzerei, des roten Haares als eines Kennzeichens naher Verwandtschaft mit dem Teufel (wenn hier nicht instinktiver Rassehaß irgendwelcher mediterraner Priester gegen das nordische Blut vorlag), hat es wahrlich genug Aberglauben in seiner Unterschicht immer mitgeschleppt. Wieviel abergläubische und höchst primitive Züge es selber nach Germanien erst mitbrachte, vermag jedes aufmerksame Studium seiner Dogmatik zu zeigen, angefangen bei den merkwürdigen Vorstellungen über die Kinder der Menschen und die Kinder der Götter in 1. Moses 2 bis zur Hexe von Endor, zu Moses eherner Schlange und zu den dauernden Erscheinungen Jehovahs, der bald mit Jakob ringt, bald zur Erhöhung seines Namens den Israeliten befiehlt, den Ägyptern ihre goldenen und silbernen Geschirre zu entleihen, aber sie ihnen nicht wiederzugeben, bis zu rein gespenstischen und ganz unklaren Dingen, wie sie die Offenbarung Johannis, ja heute noch eine Quelle der Labsal für religiöse Wirrköpfe, bringt. Zu diesem im einzelnen aus sehr verschiedenen Quellen stammenden und in dieser kurzen Andeutung auch nicht annähernd aufgezählten Bestand an Aberglauben

kam dann noch, was sich auf germanischem Boden an Aberglauben vorfand und mitgeschleppt wurde. Bei der Christianisierung wurde die alte, streng aufrechterhaltene Rassenschranke zwischen Freien und Unfreien gesprengt. Die Unfreien stiegen auf, erreichten oft, besonders im Karolingerreich, aber auch unter Olaf dem Dicken in Norwegen, hohe Ämter. So brachten sie, was bis dahin nur in der primitiven Vorstellungswelt der untersten und unfreien Klasse gelebt hatte, nach oben. Sie konnten nicht ahnen, daß ihre abergläubischen Märlein, ihre wirre Dämonenangst einmal, von Professoren in „Korndämonen", „Waldteufeln", „Waldschrate" umbenannt, von diesen zum Inhalt der vorchristlichen germanischen Religiosität erklärt werden würden, ebensowenig wie sie erwarten konnten, daß unanständige Zeichnungen und ebenso unsaubere Geschichten von ihnen, gegen die die Kirche später selber einschritt und wie sie sich etwa im Indiculus finden, später von Theologen als Glaubensvorstellung der germanischen Freibauern ausgegeben werden würden. Die Christianisierungsperiode war eben zugleich auch Sittenbruch, soziale Umwälzung, Niederlage des alten freien Odalsbauerntums. Die Herrenhalle versank, und die Knechtsstube wurde losgelassen. Ihr geistiger Inhalt aber kann nicht als Inhalt der wirklichen Volksreligion angesehen werden — er war damals durchaus Vorstellungswelt und Aberglaube der mehr oder weniger minderrassigen untersten Schicht.

Endlich hat die Kirche selber Vorstellungen der germanischen Freibauern, Bestandteile der alten Volksreligion in den Aberglauben hinuntergedrückt, etwa in der Gestalt des wilden Jägers, des Ritters Hackelberndt, Züge von Wodan erhalten, wie sie ihrem heiligen St. Martin die gleichen Züge lieh.

Vordergrund und Hintergrund der germaniſchen Religioſität

Man hat zuerſt jahrzehntelang, einfach die Denkformen des Chriſtentums auf eine aus ganz anderem Raſſeboden entſprungene Religioſität übertragend, die in der Edda gegebene Mythologie der Germanen als etwas angeſehen, „an das ſie geglaubt haben“. Sie haben aber in dieſem Sinne gar nicht an „Heilstatſachen“ „geglaubt“, etwa gefürchtet, wenn ſie nicht an ſie glaubten, verdammt zu ſein; der Begriff, daß man an die Richtigkeit und Notwendigkeit von Heilstatſachen eines göttlichen „Heilsplanes“ glauben müſſe, iſt völlig ungermaniſch.

Wir verdanken es eigentlich Hans Naumann (Germaniſcher Schickſalsglaube, Eugen Diederichs Verlag), uns die Bedeutung der Götterſagen der Edda ganz klargemacht zu haben. Hier handelt es ſich nicht ſo ſehr um Götter, an die geglaubt wird, ſondern um die gewaltige dramatiſche Darſtellung von Weltentſtehung, Welthöhepunkt und Weltende — und Weltwiederkehr. Feingeiſtig arbeitet Naumann heraus, wie der nordiſche Bauer ſich die Entſtehung des Menſchenlebens durch die Götter auf der bereits vorhandenen Erde vorſtellt. Das iſt das Entſcheidende — die Erde, die Materie iſt bereits da, kein Schöpfer ſchafft ſie aus dem Nichts, ſie wird vorgefunden, wie der Bauer das Land vorfindet, roh, ungeſtaltet, alle Möglichkeiten in ſich bergend, aber auch einem beſtimmten Geſetz zu eigen. Naumann zeigt uns, wie dann Menſchen und Götter die geordnete Welt wie einen Bauernhof aufbauen, wie Midgard von Göttern und Menſchen geſchaffen wird — und wie es doch einmal mit Sicherheit enden muß. Schon iſt vom Fenriswolf Tyr die Hand abgebiſſen, zwar lagert Loki noch gefeſſelt — aber er wird frei werden, in der Ferne lauert der Feuerrieſe Surtur auf ſeine Stunde, das Totenſchiff Naglfar nähert ſich ſeiner Vollendung, Odin ſelber weiß um das Ende, das kommen wird. Und dieſes Ende tritt ein mit unabwendbarem Ernſt. In der letzten Schlacht erliegen Götter und Helden den ſtürmenden dämoniſchen Kräften, wird Odin vom Wolf verſchlungen, fällt Thor und geht Midgard zugrunde.

Aber das Entſcheidende, das eigentliche Wichtige kommt erſt hinterher — damit iſt die Welt nicht zu Ende — ſondern geht weiter. Eine neue Welt ſteigt auf aus den Trümmern, eine ſchöne, grüne, lebendige Welt. Es kehrt alles wieder, es kehrt wieder das Geſchlecht der Götter, Balder kehrt zurück. „Die neue Welt iſt ein verjüngtes Abbild der alten.“ Alles kehrt wieder,

es kehren auch die Rächergottheiten Widar und Wali zurück, denn dieſe Erde, die hier entſteht, iſt kein Paradies, ſondern eben nur eine verjüngte neue Erde, wie die alte einmal jung und ſchön war, ehe die Schatten auf ihr länger und die Götter auf ihr ſchwächer wurden. Auch die Dämonen, die Mächte des Udgard, des Chaos ſitzen tief im Hintergrund und lauern. Noch können ſie ſich nicht rühren, denn noch iſt Balder an der Herrſchaft, noch iſt goldene Zeit — aber einmal wird auch er wieder fallen und dann wird, wenn er ſtirbt, aufs neue die Winterzeit der „Welt" hereinbrechen. Auf dieſe Stunde lauern die Mächte der Zerſtörung. Eine letzte Viſion zeigt nun wirklich in düſter-ergreifender Weiſe den entweichenden Feind:

Dann kommt der dunkle Drache geflogen,
der funkelnde Wurm vom Dunkelgebirge.
Es trägt im Gefieder, das Feld überfliegend,
Nidhögg die Leichen — nun wird er verſinken,

um ſie, wie früher, irgendwo im Verborgenen auszuſaugen, müſſen wir interpretieren (Völuſpa 39), bis auch er und ſeinesgleichen von neuem aufbrechen wird zur Bedrohung der Welt. Denn hier handelt es ſich nicht um ein ewiges Paradies der Güte und des reſtlos ausgeſchalteten Böſen, ſondern um die geahnte Wiederholung des ewigen Weltablaufs, in der Spannung zwiſchen Freund und Feind. Ein „Verſinken ins Nichts" kommt als zu modern für den Drachen nicht ernſtlich in Frage. Sein Flug beleuchtet ihn, wie er von einem Schlupfwinkel, darin er den Brand überſtand, in den anderen flattert." (Naumann, a.a.O., S. 30.)

Das iſt die erſte große und richtige Schau der Edda, es iſt die Dichtung eines Weltenjahres, der großen Wiederkehr, es iſt, worauf Naumann ſehr richtig verweiſt, das große Weltjahr, das, was Nietzſche auch feſtgeſtellt hat: „Es gibt ein großes Jahr des Werdens, ein Ungeheuer von großem Jahr, das muß ſich einer Sanduhr gleich immer wieder von neuem umdrehen, damit es von neuem ablaufe und auslaufe . . ." In dieſem Weltenjahr ſtehen die Götter und ſind ihm zugeordnet, an ſeinem Anfang ſteht Balder als Frühlingsgott, wenn die Erde, wenn die Welt jung und ſchön und unberührt iſt, an ſeiner Jahresſpaltung ſteht Thor mit dem Hammer, der rotbärtige Gott der vollen Lebenskraft, der Bauerngott von Acker und Ernte, und am Ende ſteht der Totengott, der ſturm- und wind- und winterſonnenwendliche Gott, der den letzten Kampf durchkämpft gegen die Mächte der Finſternis. Zu Recht nimmt Naumann ihn in Schutz dagegen, wenn etwa Herman Wirth den Odin als etwas fremdartiges, einen aus fremdem Raſſegut eingeſchleppten unheimlichen Zaubergott ablehnen möchte. Auch er gehört hinein in die große dramatiſche Schau des Weltjahres — wie die Neugeburt der Erde ebenfalls hineingehört, ſeine düſteren

Züge ſind die Züge der Zeit, der er angehört und die ſo notwendig iſt, wie das neue Werden danach auch notwendig iſt. Nicht ein Widerſpruch zu dieſer kosmiſchen Schau, ſondern eine Ergänzung iſt er.

Dabei darf man nicht überſehen, daß die Edda Kunſtwerk iſt, Gedicht — es iſt an ſie ſo wenig geglaubt worden, wie etwa der fromme Katholik an Rainer Maria Rilkes Stundenbuch oder der Proteſtant an Klopſtocks Meſſias glauben würde oder je geglaubt hat. Die große Schau des Stirb und Werde, des großen Weltjahres, das dem kleinen Jahr des jährlichen Sonnenumlaufes und dem „kleinſten Jahr des Tages“ entſpricht, iſt hier lediglich dichteriſch gefaßt, gefaßt in einer Zeit des Wikingertums, des langſam ſterbenden alten Glaubens, die ſich ſelbſt von den Düſterniſſen des Unterganges und des Todes umgeben fühlte, die zu Ende focht, weil man in Ehren und anſtändig untergehen muß, wie das Hamdirlied der Edda ſo ſchön und tiefſinnig ſagt: „Die wir nun todgeweiht fahren, fern werden wir ſterben.“ In dieſem Sinne iſt die Edda das große Herbſtgedicht des Germanentums, faſt im letzten Abſchnitt ſeiner ſeeliſchen Freiheit entſtanden. Alles düſtere, ſchwere Weſen dieſer Zeit, alles Krauſe, Bunte, alle verſchlungenen Linien wie in den Schnitzereien jener Spätzeit und wie in den Runenbändern der Runenſteine erſcheinen in ihr wieder. Es ſind die Tage der ſterbenden Sonne und der Nacht, die hereinbricht, in der ſich der Dichter und die Krieger in der Königshalle mit ernſtem Mut wappnen. Aber es ſteht kein Verzagen darin, ſondern ein Wiſſen, daß das neue Weltzeitalter und das neue Licht im Hintergrund tagen wird, und daß auf dieſes Weltzeitalter auch ein neues folgen wird, deſſen Ende wieder herbſtlich, ſchwer und dunkel ſein wird, und ſo weiter in die Ewigkeit und aller Ewigkeiten Ewigkeit.

Mythologie und Jahreslauf

Es ist schon früh aufgefallen, und eigentlich auch niemals bestritten worden, daß ein großer Teil der heutigen christlichen Festtage an alten Festtagen liegt, die irgendwie auf den Ablauf des Jahres in seinem natürlichen Geschehen Bezug haben. Setzen wir bei dem heutigen Weihnachtsfest ein, am 25. Dezember, zur Zeit, wo schon der altpersische Lichtgott Mithras, der stärkste Konkurrent des Christentums in der spätrömischen Periode, geboren wurde, so ist uns bezeugt und von den klassischen Schriftstellern erhalten, daß an diesem Tage, bzw. vier Tage früher in der Wintersonnenwende am 21. Dezember, wo zugleich die Sonne in das Tierkreiszeichen des Steinbocks tritt, das Sonnenkind geboren wird. Macrobius (Saturnalia I, 18) berichtet ausdrücklich: „Der Inbegriff der Zeiten spricht sich durch die Sonne aus, und zwar so, daß sie in der Wintersonnenwende als Knäblein erscheint, wie denn die ägyptischen Priester an diesem Tage solch eine Figur aus dem Heiligtum hervortragen; der kürzeste Tag ist gleichsam als ein Kind und Knabe angesehen." Die Ägypter feierten am 21. Dezember die Geburt des Sohnes der Isis (Plutarchus de Is.); darauf bezieht sich auch die Tempelaufschrift zu Sais: „Die Frucht, welche ich geboren habe, ist die Sonne." Die Überlieferung davon ist noch durchaus lebendig gewesen. Faustus der Manichäer wirft Augustin vor: „Ihr Katholiken seid nur eine Abart der Heiden, nur die gesellige Verfassung ist geändert, nicht das Wesen. Die Opfer habt Ihr in Liebesmahle umgewandelt, die Götter in Märtyrer, die Verstorbenen sühnt Ihr, wie die Heiden, mit Weinspenden und Mahlzeiten. Ihre Feste feiert Ihr noch mit ihnen in den Sonnenwenden". Augustin verteidigt sich in seiner Weihnachtshomilie dagegen: „Wir feiern nicht an dem heutigen Tage, wie die Heiden, das Fest der neugeborenen Sonne, sondern den Geburtstag dessen, der die Sonne erschaffen hat." Es ist aber bis ins vierte Jahrhundert durchaus noch nicht geklärt gewesen, daß man Christi Geburtstag gerade in dieser Zeit zu feiern habe, dieser hat vielmehr außerordentlich stark hin- und hergeschwankt, wofür Quellenbelege reichlich vorhanden sind. Wenn der Bischof Maximus von Turin in einer Neujahrspredigt des Jahres 400 „die Vorsehung preist, daß Christus gerade an einem heidnischen Feste geboren werden mußte, damit die Menschen angeregt würden, sich heidnischen Aberglaubens zu schämen", wenn Papst Leo I. in einer Weihnachtspredigt erklärt: „Der Teufel habe

einfältige Seelen so berückt, daß die sich einbilden, dieser Tag sei nicht sowohl wegen der Geburt Christi, sondern vielmehr wegen der neuen Laufbahn des Sonnengottes heilig", so widerspricht dies der gesamten wissenschaftlichen Mythologie. Wir wissen nicht nur, daß erst zur Zeit des Papstes Julius (337 bis 352) der Tag der Geburt Christi in Anlehnung an den Mithrasdienst auf den 25. Dezember festgesetzt worden ist, sondern auch, daß zur Zeit der Puritanerrevolution in England im 16. Jahrhundert, die ganz starr auf das Wort der Bibel und der Schrift zurückging, das Weihnachtsfest als heidnisch und als aus der Heiligen Schrift nicht zu belegen verboten war.

Wir wissen aber zugleich auch, daß dieser Tag in den vorchristlichen Religionen überall, soweit eine von Nordeuropa ausgegangene Kultur sich erstreckt hat, als Wintersonnenwende gefeiert worden ist. Wir finden es als Julfest bei den Germanen (Jul zusammenhängend mit englisch wheel, finnisch Juhl, niederländisch wiel = Rad), es findet sich bei den alten Slawen ebenfalls mit der Grundbedeutung von kolo = Rad; so hieß es bei den Russen vor ihrer Christianisierung koliady (oder swiaty = die heiligen Tage), heißt noch heute im Bulgarischen koleda, noch heute werden in Polen die Weihnachtslieder und Weihnachtsgeschenke als kolenda bezeichnet. Es ist das Fest, in dem das Rad der Welt, das Lebensrad sich wieder nach oben dreht, wo das Licht wieder erscheint. Seine Symbolik, so wie wir sie noch heute haben, geht tief zurück auf die wintersonnenwendlichen Symbole. Auch die Mutter mit dem Kinde erscheint früh. „Sie nennen es Mutternacht" — sagt der Mönch Beda von den alten heidnischen Angelsachsen. Diese Nacht, in der das Sonnenlicht wieder aufwärts steigt, die Nacht vom 24. zum 25. Dezember ist auch in der Tat die „Mutternacht", in der das Leben neu geboren wird. In ihr steht in der germanischen Überlieferung die Freya, die Muttergöttin so gut wie die „goldene Frau", die „Zlata Baba" bei den alten Wenden — es ist eine gemeinnordische Überlieferung, daß an diesem Tage das Licht wiedergeboren wird. Darum wird auch in dieser Nacht symbolisch der Lichtklotz, der Feuerklotz oder Julbaum entzündet, in ältester Zeit ein großer Holzklotz, der auf dem Herdfeuer angesteckt wurde und damit das neue Leben, das neue Feuer symbolisierte. Solche Holzklötze finden wir als Julblöcke noch in Island, ebenso wie dieser Gebrauch sich als „Badnjak" bei den Serben erhalten hat. Es ist auch kein Wunder, daß der immergrüne Baum, der Baum, der nicht verwelkt, die Tanne, Begleitbaum dieses Festes ist. Er war es auch schon bei den Germanen. Mühsam gelang es der Kirche im frühen Mittelalter, den Weihnachtsbaum als heidnischen Gebrauch zu unterdrücken, aber im 15. Jahrhundert setzte er sich wieder durch. Interessant ist auch, daß der Hl. Epiphanius eine Stelle aus dem apokryphen „Evangelium Evae" uns überliefert hat, in der es heißt, daß der Baum des Lebens „alljährlich zwölf Früchte

getragen" habe, ein Gleichnis der zwölf Monate, das wahrscheinlich griechischen Ursprungs aus der Gnosis oder altpersischen Ursprungs ist. Den 24. Dezember hat die Kirche zum Tag von Adam und Eva erklärt. Das ist außerordentlich bedeutungsvoll und kann nicht einfach damit erklärt werden, man habe diesen beiden „Urhebern der Erbsünde einen Tag vor der Geburt Christi angewiesen, damit auf das Übel das Heilmittel folge", wie Nork auch (Der Festkalender, Stuttgart 1847) sehr richtig bezweifelt. Eva ist hier unzweifelhaft die alte Erdmutter, die umgedeutet worden ist. Auf diese Weise konnte man aus der jüdischen Paradiessage auch das hier noch symbolgeschichtlich zu belegende Schlangenmotiv bequem erklären. Nach Märchen und Mythologie der nordischen Völker ist die Schlange nicht böse, sondern gut. Sie ist das wintersonnenwendliche Tier, das in der Tiefe das neue Leben hütet, so wie die Schlangenkönigin im Brunnen oder wie in der weitesten Ausstrahlung urnordischer Kultur der chinesische Drache als Geisterdrache (shen-lung) das Land schützt, Regen bringt und die kleinen Kinder gütig behütet. Das Schlangensymbol ist darum als Schlange, die sich in den Schwanz beißt, altes Motiv der Ewigkeit bei den nordischen Völkern, auch die Midgardschlange der Germanen umgibt schützend die Erde, Schlangen wurden sowohl bei den Römern wie bei den Germanen als Schutztiere neben ihrer Aufgabe der Mäusevertilgung im Hause gehalten; die Schlange, die in der Tiefe den Schatz, den Hort, das neue Leben hütet, ist zugleich zum mindesten in der germanischen Sage Seelentier, das im Schlaf sogar sich selbständig machen kann, ja davonkriecht. Mit der Verlegung des Tages von Adam und Eva auf den 24. Dezember wurde diese alte Bedeutung weitgehend ausgeschaltet. Sie geht selbstverständlich in Widerspruch zu der biblischen Schlangenüberlieferung auf ein altes Ewigkeitsbewußtsein der kosmischen Ordnung zurück und wurde deshalb hier umgedeutet und abgeschoben. Die Äpfel, welche wir zu Weihnachten essen, sind in ihrer ursprünglichen Bedeutung alte Licht- und Sonnensymbole. Die germanische Göttin Iduna hütet die Äpfel, ohne deren Besitz die Götter müde und alt werden, Herkules holt aus dem Westen, von den „Westlichen, Abendlichen", den „Hesperiden" die goldenen Äpfel des Lebens — alles Symbolisierungen des Sonnenballes, der ewigen Jugend und Schönheit. Venus beschenkt ihre Günstlinge mit Äpfeln, und wenn wir selbst den Apfel als glückbringendes Zeichen an den Weihnachtsbaum hängen, so ist dies nichts anderes, als ein altes Sonnen- und Lebenssymbol. Nichts zeigt deutlicher den dämonologischen Grundton des alten Testamentes, als daß in ihm das Essen des Apfels vom Baum des Lebens, den die Schlange darreicht, als Sünde bezeichnet wird — hier ist eine alte nordische Überlieferung in grauenvoller Weise in das Gegenteil verkehrt worden. Was als Symbol des strahlenden Gotteslichtes den nordischen Völkern ein Zeichen

des Lebens war, wird von dieſer jüdiſchen Überlieferung in todbringende Sünde umgedeutet, die alte Schlange in den Waſſern, die die goldenen Äpfel hütet, zu einer Verkörperung des Teufels und die Erdmutter zur Verführerin zur Erbſünde entſtellt. An keiner Stelle beſſer als hier in der Mutternacht des nordiſchen Jahres ſtehen die beiden Welten ſich gegenüber als bis in die Tiefe verſchiedene „Weltanſchauungen".

Wir eſſen Nüſſe zu Weihnachten und hängen Nüſſe an den Weihnachtsbaum. Es müſſen aber Walnüſſe ſein — warum? Weil die Walnuß mit ihren zwei Hälften die Jahresſpaltung bezeichnet. Wir eſſen zu Neujahr Fiſch — am beſten Karpfen — weil die Sonne, das Licht unten in den Waſſern, in der Tiefe, wie der verwunſchene Prinz im Brunnen verborgen war und nun auferſtanden iſt.

Am 21. Dezember iſt aber zugleich die Sonne in das Zeichen des Steinbocks getreten, der aus der tiefſten Stelle des Jahres die nach oben klimmende Sonne begleitet. Das Symbol der Hörner taucht darum immer wieder auf. Die Kirche hat vielfach gegen dieſe Verkleidung der Menſchen mit Hornmasken, Perchtenmasken uſw. (beim Julklapp lebt dieſe alte Sitte noch halb verſtanden fort) gewettert. Für die angelſächſiſche Kirche wurde ſchon im ſechſten Jahrhundert beſtimmt: „Wenn jemand an den Kalenden des Januar ſich in eine Hirſchhaut oder Kalbshaut ſteckt, d. h. ſich als wildes Tier verkleidet und ſich in die Felle von Haustieren vermummt und Tierköpfe aufſetzt, — wer ſich ſo in Tiergeſtalt verwandelt, der ſoll drei Jahre Buße tun, weil das dämoniſch iſt". Außerdem wird noch ſpäter der Steinbock — durch den Zimmermann ſymboliſiert in der mittelalterlichen Sternkunde. Auch die ſonſtigen Attribute dieſes Feſtes ſind im weſentlichen rein kosmiſch. Der Stall iſt das Sternbild „Stabulum Augiae, welches Herkules mit dem Strom — der Ekliptik reinigte, denn die Rinder, die ſich hier als Wendezirkel verſammeln, ſind Sonnenrinder. Augias (Glanz) hieß der Sohn der Nyctäa, d. i. der längſten Nacht, weil der Sonnengott in dieſer geboren wird. Er iſt alſo mit ſeinem Vater Helios ein Weſen. Und ſeine Beziehung zur Sonnenwende ergibt ſich aus dem Namen ſeines Nachfolgers in der (Zeit-) Herrſchaft zu Elis, dieſer heißt Pyleus, d. i. Türgott, denn die Sonnenwenden ſind zwei Pforten, durch welche die Sonne in den Zodiak herein- und zur anderen herausſpaziert. Volney, welcher ſich auf ein in der Pariſer Bibliothek befindliches arabiſches Manuſkript (N. 1166) beruft, worin die 12 Zeichen gemalt ſind, erkennt jedoch in dem Stall das Sternbild des „Fuhrmanns" und der „Ziege", vormals der „Bock", welches praesepe Jovis Heniochi (Jupiters Krippe) genannt wird. Nicht weit davon ſteht der Eſel des Typhon und der Stier des Oſiris." (Nork a. a. O.)

Mit Recht ſagt der große Albertus Magnus: „Alle Myſterien und Geheimniſſe der göttlichen Fleiſchwerdung von ſeiner Empfängnis bis zu ſeiner

Himmelfahrt ſind durch Sterne wiedergegeben." — Man iſt aber auch berechtigt, die Frage umzudrehen: „Was in der Chriſtus-Mythe iſt eigentlich nicht Übertragung des alten kosmiſchen Jahreslaufes, der Geburt des Kindes, des Sonnenlichtes, mit Ochſe und Vieh neben ſich im Stall?" Wir könnten dies ſogar noch etwas mehr vertiefen, könnten darauf hinweiſen, daß auch das Kind als Symbol des wiedergeborenen Jahres bereits da iſt, wir brauchen nicht nur an den alten Vers erinnern, der ſich auf die germaniſche Erdgöttin Berchta bezieht (weſensgleich mit der ſlawiſchen Zlata Baba und ihr gleichgeſetzt in Böhmen als Berchta-Baba):

„Da oben am Berge, da weht der Wind,
da ſitzt Frau Berchta und wiegt ihr Kind."

Wir können, tiefer hineingehend, auch auf die zahlreichen Sagen von dem Kind in der goldenen Wiege verweiſen. Das Kind in der Wiege in der Winterſonnenwende, das geborene und offenbar gewordene Sonnenkind iſt ſelbſtverſtändlich reſtlos auf Chriſtus umgedeutet worden. Die tiefſinnige nordiſche Mythologie aber hat uns daneben wohl erhalten, daß das goldene Kindlein ja ſchon vor ſeiner Geburt im „Schoß der Erde" verborgen gelegen hat, daß es vor allem an der Gegenſtelle im Jahr, in der Sommerſonnenwende, bereits ſichtbar geweſen ſein muß „für Sonntagskinder". Aus einer großen Anzahl von deutſchen Landesteilen haben wir eine merkwürdige Überlieferung aus der gegenüberſtehenden Sommerſonnenwende — dort iſt immer wieder die Rede von dem Kind in der goldenen Wiege tief im Berg. Im Hochſommer zu Johanni zeigt ſich zu Mittag eine goldene Wiege im Hügel von Mollensdorf bei Penzlin. Im Weiberberge von Malchow liegt in der goldenen Wiege ein goldenes Kind. Im Sonnenberge bei Schwießel liegt in einer goldenen Wiege ein goldenes Kindlein. Bei Ruchow in Mecklenburg liegt die goldene Wiege unter einem Baumhügel. Im Goldberge auf der Feldmark von Zahrensdorf ſteht eine goldene Wiege, und in Glücksberg bei Bellahn liegt ebenfalls eine goldene Wiege. Der ſchwarze See bei Großteſſin birgt eine goldene Wiege mit einem goldenen Kind. In der Johannisnacht kann dieſe goldene Wiege ſehen, wer rückwärts zum Berge geht. Die Sage erzählt, einmal ſei ein Schäfer geweſen, der ſei durch Zufall nicht getauft worden — der habe durch den Berg hindurch die goldene Wiege noch ſehen können ... Wie tiefſinnig iſt dieſe alte Überlieferung. In der Johannisnacht ſteht das Sonnenlicht auf der höchſten Höhe im Jahr und ſenkt ſich zum Tode. Aber tief im Berg, wo alles Geheimnisvolle verborgen iſt, da liegt in der goldenen Wiege im Sonnenberge, im Weiberberge, nämlich bei der alten Erdmutter, der „goldenen Frau", ſchon das neue, junge Jahr, das neue Licht, das Kindlein, das geboren wird. Und ſo gibt es das Kind in der Wiege zu Weihnachten ſchon lange vor dem Chriſt-

kind in der Wiege! Und zur Zeit der Winterſonnenwende zogen im alten Griechenland die Frauen zur Wallfahrt nach Delphi, denn dort wurde Dionyſos, das Götterkind, geboren.

Das alte Winterſonnenwendefeſt iſt das Feſt, in dem nicht nur das Sonnenlicht neu geboren wird, ſondern mit ihm alles Leben neu erſteht. Darum iſt es nicht nur durch das eine Kind in der Wiege gekennzeichnet, ſondern es iſt die Zeit, wo die Seelen der Kinder, die zum Leben kommen ſollen, auf Erden erſcheinen. Die Kirche hat dieſe Überzeugung nicht töten können, ſondern auf den 28. Dezember das „Feſt der unſchuldigen Kinder" zum „Gedenken an den bethlehemitiſchen Kindermord" gelegt. Die Volksüberlieferung weiß es beſſer. Nach dem Glauben der alten Römer ſtieg in dieſer Zeit Acca Larentia, die Larenmutter mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen aus der Unterwelt herauf und machte ihre Runde, damit ſie neuerdings Körper annähmen. „Bertha, die deutſche Seelenmutter, hält um die Kalenderzeit mit den Heimchen oder Kinderſeelen ihren Umzug, die voll Sehnſucht nach dem Leben im neuen Jahre zur Welt kommen ſollen. Frau Perchta kömmt um Wintersmitte an der Spitze der Ungeborenen des neuen Jahres, während das wilde Heer die Toten des vergangenen dahinführt. Im Orlagebiet in Sachſen nimmt aber die gütige Mutter mit den Erdmännlein den Abzug über die Saale, als ein Fremder kam und ſie kränkte . . ." (Prof. Sepp, Religion der alten Deutſchen, S. 32). Vielfach finden Umgänge ſtatt, ſo im Bayeriſchen Wald und in Schwaben, bei denen immer Kinderſegen gewünſcht wird, ſo im Bayeriſchen Wald:

„Wir wünſchen der Frau ein Wiegerl vors Bett,
Damit ſie da gleich ihr Kinderl neinlegt.
Was wünſcht man dem Kinderl? einen goldenen Wagen,
Damit, daß es kann ins Himmelreich fahren!"

Im Lieſertal in Kärnten gehen am Unſchuldig-Kinder-Tag die Kinder mit Tannenäſtchen (immer müſſen es immergrüne Tannen, Lorbeeren oder ſonſtige nichtwelkende Bäume ſein) herum. Sehr richtig bemerkt Sepp: „Frau Percht zieht in Tirol mit den ungetauften Kindern über Berg und Tal, und koſtet von den Speiſen, die ihr zulieb am Tiſche ſtehen bleiben. Als Jahresmutter hält ſie im Tiroler Märchen mit der Schar der Ungeborenen, alle Kinder in weißen Hemden, über Feld und Hügel hinſchwebend, ihren Umzug. Die Seelen kommen (auf der Milchſtraße) vom Himmel, und kehren aus dem Verbannungszuſtand von der Erde wieder dahin zurück. Dagegen führt das wilde Heer die Toten des verwichenen Jahres dahin. Die ungetauft verſtorbenen Kleinen kommen in den Unſchuldig-Kinder-Friedhof. Die Lichtelfen ſitzen mit Unſer Lieben Frau auf der Engeltreppe. Deutlich tritt der Grundgedanke hervor, welchen auch der Buddhismus feſt-

hält: „die menſchlichen Seelen exiſtieren von jeher“. Der Hinweis auf den Buddhismus iſt eine ſehr kluge Bemerkung von Sepp; in der Tat ſpricht der Buddhismus nicht nur von dem „Rad der Geburten“, das er zum Stilleſtehen bringen will, ſondern hat auch die Überlieferung von der Wiedergeburt allen Lebens entſprechend der Geſamtüberlieferung der ariſchen Inder getreu erhalten. Er iſt ein durchaus berechtigter Zweig der nordiſchen Urreligion — nur, was dieſe als ein Glück anſieht, die ewige Wiederkehr zu einem ewigen Leben auf dieſer Erde, jedenfalls bei Exiſtenz und Bewußtſein, ſieht der Buddhismus peſſimiſtiſch als ein Unglück an, das er zu beenden lehren will. Geglaubt worden aber iſt auch bei dem Germanentum an die Wiedergeburt. In der Völuſpa der Edda heißt es ausdrücklich, nun ſchon von einer Zeit, in der der alte Glaube in Zerſetzung übergegangen war: „Das war Glaube im Altertum, daß Menſchen wiedergeboren wurden, aber das heißt nun alter Weiber Wahn“.

Schopenhauer hat überzeugend darauf hingewieſen, wie ſtark der Wiedergeburtsgedanke im Geſamtbereich der ariſchen Religionen geweſen iſt.

Wiedergeburtsgedanken nimmt auch Sepp für die alten Germanen gerade aus dieſer Überlieferung des „unſchuldigen Kinder-Tages“ an (Religion der alten Deutſchen, S. 34) „Holda — Berchta iſt die Seelenfrau, die heidniſche Gottesmutter, welche erſt die chriſtliche Zeit für eine Unholde erklärte. Sie zieht mit den Kinderſeelchen um zur Anfrage bei dem Herrn, dem feinen, und der Frau, die nur zu gern tut greinen, ob ſie für das kommende Jahr keinem von ihnen Unterkunft gewähren wollen. Es iſt nicht möglich, noch naiver und zarter den Glückwunſch auszudrücken.“ Man wird möglicherweiſe in dieſen immer noch fortlebenden Auffaſſungen den eigentlichen Inhalt des alten Unſterblichkeitsglaubens geſehen haben, demgegenüber wahrſcheinlich die Walhallvorſtellung der Krieger eine Spätentwicklung iſt. Nollau (Germaniſche Wiedererſtehung, Heidelberg 1926, S. 359) weiſt darauf hin, daß man dem neugeborenen Kinde den Namen eines Toten, oft des Großvaters auch in der Sagazeit gegeben habe, „ſo gilt Starkard in der Sage als ſein wiedergeborener Großvater gleichen Namens . . .“ „Auch in chriſtlicher Zeit lebt dieſe Vorſtellung zäh weiter. Ein verſtorbener Heide kann durch dieſes Wiederaufleben der Taufe teilhaftig werden. Noch König Olaf der Heilige (von Norwegen) muß ſich entſchieden gegen die landläufige Annahme verwahren, daß in ihm der alte Olaf Geirſtadaalf wiedergeboren ſei.“

Der 6. Januar wird vielfach als das „große Neujahr“ noch im Mittelalter bezeichnet, weil nach den zwölf Tagen von Weihnachten bis um dieſe Zeit, den alten Heiligen „Zwölften“, wo die Nächte nicht mehr ab-, aber auch nicht zunehmen, von dieſem Tag ab die Nächte deutlich ab-, die Tage aber zunehmen. Auf dieſen Tag hat die chriſtliche Kirche das Epiphaniasfeſt

gelegt und auf die Erſcheinung des Sterns, der die Weiſen aus dem fernen Perſien nach Bethlehem geleitet habe, bezogen. Es iſt verſtändlich, daß dieſe Erklärung wenig einleuchtet, wenn man berückſichtigt, daß nicht nur die drei Weiſen aus dem Morgenlande alter Beſtand der perſiſchen Lichtreligion, ſondern auch ausdrücklich bei der Geburt des perſiſchen Sonnegottes Mithras bezeugt ſind.

Aus dem Mithraskult ſind dieſe „Könige aus dem Morgenland," d. h. die drei Magier, uns in Monumente aller Art wohl erhalten. Aber auch die Geſchenke, die dem jungen Chriſtkind dargebracht werden, haben ſeit jeher als alte Sonnenſymbole gegolten. Der Jeſuit Kircher bezeugt, Gold, Weihrauch und Myrrhen ſind außerdem (Oedipus aegyptiacus II p. 2 pag. 367) jene Dinge, die der Sonne zugehörig ſind (Kircher: „Res solares: Ex mineralibus aurum, ex lapidibus ambra, e vegetalibus thus, mel, myrrha.") Nork bemerkt ſehr richtig: „Warum aber wählte man eben dieſe Stoffe? weil Chriſtus an die Stelle der Sonne trat, daher der Sonntag nicht nur ihm geheiligt, wie bei den alten Aſtrologen jener Wochentag der Sonne, ſondern auch der dies nativitatis Solis ſei, wie des Mithras Geburtstag, und am Tag, an welchem die Sonne ins Frühlingszeichen des Widders eintritt (22.—25. März), ehedem das Oſterfeſt gefeiert, als die Päpſte noch nicht es zu einem beweglichen gemacht hatten; der Tag des Wiederfindens (*Εὕρησις*) des Oſiris iſt das heutige Erſcheinungsfeſt, der Heide verſtand darunter die nach der Winterwende wieder in die obere Hemiſphäre heraufziehende, alſo aus der Verborgenheit wieder hervortretende Sonne. Alle Sonnengottheiten (Zeus, Helios, Dionyſos, Apollo, Äsculap, Hercules uſw.) führten das Prädikat: „Heiland" (*Σωτήρ*), weil ſie den Winter verſcheuchten. Durch dieſe chriſtliche Überlieferung ſieht ſo noch deutlich eine ältere, aus dem Sonnenkult gekommene Überlieferung hindurch." Es können hier nicht alle jene Gebräuche aufgezählt werden, unzweifelhaft aber hat hier die alte „Pforte des Jahres" gelegen. Die Römer benannten darum auch dieſen Monat nach ihrem zweiköpfigen (zum Niedergang und Aufgang gewandten) Gott Janus (janua = Tür) Januar; Varro berichtet, daß dem Vater der Zeit, eben dem Janus zwölf Altäre geweiht wurden, entweder in Beziehung auf die „Zwölften" oder in Beziehung auf die zwölf Monate. Im übrigen hat das Weihnachtsfeſt auch in der älteſten Zeit als chriſtliches Feſt am 6. Januar, alſo dem alten Großneujahr — dem Tor des Jahres — gelegen. Türſegen finden wir im ganzen indogermaniſchen Raum belegt, ſei es, daß in Deutſchland die Buchſtaben CMB (Caſpar, Melchior, Balthaſar), ſei es, daß der Sonnenwirbel oder das Hakenkreuz an die Türen gezeichnet wurden. In Deutſchland zeichnet man das Drudenkreuz, den Fünf- oder Sechsſtern an die Kammertür, an Bettlade und Wiege. Es gibt aber auch noch andere Weihen der Tür zu dieſem

Großneujahr. Sepp stellt zusammen: „Zu St. Veit im Rotthale wird vor allen die Kirchtüre mit den drei hergebrachten Noten bezeichnet und geweiht. Daß der Brauch ein urdeutscher ist, ergibt sich daraus, weil man anderwärts am Niklastag den Namen des Heiligen, der den alten Gott vertritt, an die Haustür schreibt. (Rheinsberg, Festkal. 540.) Hie und da werden am Karfreitag drei Nägel in die Stalltüre geschlagen, um das Vieh vor Seuche zu behüten. „Behüte Gott!" zum Abschiede ist ein echt altdeutscher Spruch. Talismane brachte man ferner an Stadttoren, namentlich in der Schweiz, dazu an Schloßpforten an. (Oberb. Arch. XII, 228.) Auf Walpurgis schreibt man in der Niederlausitz mit der Kreide drei Kreuze an Stall- und Haustüren, umzieht auch wohl jedes Kreuz mit einem Kreise. Das Kreuz gilt für Donars Hammer. (Niederl. Mitt. 1888, S. 282.) In den „Zwölften" waren im alten Rom Bohnen und Erbsen (typisch als Fruchtbarkeitssymbole verwandte Früchte) zu essen verboten. Jetzt aber, am 6. Januar finden wir nicht nur in Deutschland, sondern in großen Teilen Skandinaviens, auch in Frankreich das merkwürdige Fest des Bohnenkönigs, an dem Bohnen feierlich verspeist werden. (S. Grimm, Deutsche Mythologie, Sepp a. a. O.)

Damit eigentlich hat nach den alten Sitten, die noch überall durch das Christentum hindurchscheinen, das Jahr angefangen. Daß in dieser stillen Zeit keine Wäsche gewaschen wird, keine Wäsche draußen hängen darf, gehört durchaus mit hinein in diese Überlieferung.

Christus selbst wird vielfach in der frühchristlichen Mythologie mit dem Zeichen des Fisches (griechisch „ichthys") bezeichnet, woraus man dann die griechischen Worte *Ἰησοῦς Χριστός, θεοῦ υἱός, σωτήρ* „Jesus Christus, Gottes Sohn, der Heiland", lesen wollte, wie überhaupt der Fisch immer wieder auftaucht in der frühchristlichen Symbolik, selbst der Talmud nennt den erwarteten sündlosen Messias den „Fisch", die jüdischen Frommen der Zeit Christi nennen sich „Fische". Wo kommt diese Bezeichnung her? Wir finden, daß etwa zur Zeit von Christi Geburt die Sonne im großen Weltenjahr in das Tierkreiszeichen der Fische getreten ist (während sie jetzt in das Tierkreiszeichen des Wassermanns zu treten beginnt).

Das ist auch von den nordischen Völkern beobachtet worden. Der Fisch wird uns bezeugt als jenes Tier, auf dem der Gott Krodo bei den Sachsen gestanden habe. Die „Saxonia" Köln 1574 berichtet: „Auf der Burg Hartesborg verehrten die Sachsen einen Götzen mit Namen Crodo: Diesen nannten die Lateiner Saturn: einen Greis, der auf einem Fische steht und ein Rad und eine Urne hält." Das Rad des Crodo ist das Julrad.

Vom 18. Januar, Petri Stuhlfeier, wird uns vielfach bezeugt, daß es ein Ersatz für das altrömische Totenopfer, die Feralien gewesen sei, die ganze Frage ist allerdings umstritten und schwierig.

(Anm: Luſtig iſt, was Lady Morgan [angeführt bei Nork a. a. O.] von der Feier der Einſetzung des päpſtlichen Stuhls in Rom zu berichten weiß: „Die Gedächtnisfeier der Einſetzung des päpſtlichen Stuhls [la festa di Cattedra] iſt eine der wenigen Funzioni [Zeremonien], welche in der Peterskirche begangen werden. Die reiche Uniform der Truppen, welche bei dieſem Feſte den Kreuzgang beſetzen, die mannigfaltigen und prächtigen Gewänder der verſchiedenen weltlichen und geiſtlichen Beamten, der Äbte, Prieſter, Stiftsherren, Prälaten, Kardinäle, Doktoren, Senatoren, Dragoner und Grenadiere, die auf einmal die Prozeſſion durch den ungeheuren Raum dieſes Tempels ziehen, dies alles bietet ein Schauſpiel dar, das im übrigen Europa nicht ſeinesgleichen findet. Mitten unter Schwertern und Hellebarden und Kruzifixen, welche von Fahnen umgeben, und ſeufzend unter dem Gewichte der ſchimmernden Tiara, erſcheint endlich der altersſchwache Papſt in einem Seſſel von Karmoiſin und Gold, von Geiſtlichen getragen, und von Leuten umringt, deren Amt es iſt, dem matten Greis ſtets Kühlung zuzuwehen. Alles fällt auf die Knie, während er durch die Kirche zieht und ſich auf einen kleinen Thron begibt, der für dieſe Zeremonie unter dem Stuhle des Heiligen Petrus oder vielmehr — Mahomets errichtet iſt. Denn man muß wiſſen, daß, als bei der Invaſion der Franzoſen die Raubſucht auch dieſer Reliquie ſich bemächtigt hatte, auf welcher einſt der Apoſtelfürſt in eigener Perſon ſein Amt als Statthalter Chriſti verwaltet haben ſoll, man nach Abnahme der koſtbaren Hülle auf dem morſchen beſtaubten Holze Spuren von eingegrabenen Zeichen fand, welche Buchſtaben glichen; und als der Stuhl ans Tageslicht gebracht, von Spinngeweben gereinigt, und die Inſchrift — denn dies waren die Zeichen — ſorgfältig abgeſchrieben wurde, ſo entdeckte man, daß es arabiſche Schriftzüge, die das bekannte Glaubensbekenntnis der Mohammedaner enthielten: „Es gibt nur Einen Gott und Mahomet iſt ſein Prophet!“ Man vermutet daher, dieſer Stuhl ſei eine Beute der Kreuzfahrer geweſen und der Kirche zu einer Zeit geſchenkt worden, wo das Studium der arabiſchen Sprache in Europa noch nicht betrieben wurde.)

Urſprünglich aber lag Petri Stuhlfeier am 22. Februar, an dem im Sauerland noch vielfach der Sommer oder Sonnenvogel an der Haustür angemacht wurde, und iſt erſt ſpäter auf den 18. Januar verſchoben worden.

Der 22. Januar, St.-Vincenz-Tag, iſt in England noch mit dem Vers bezeichnet: „Merkt wohl auf am St.-Vincenz-Tag, ob da die Sonne ſcheinen mag.“ Das deutet darauf hin, daß dieſer Tag genau einen Monat nach der Winterſonnenwende liegt, wo alſo die Sonne wieder Kraft bekommen hat.

Sehr eigenartig iſt dagegen der 2. Februar gekennzeichnet, Mariä Lichtmeß. Schon am Tage vorher, dem Tag der Heiligen Brigitte, haben wir ein

typiſches Feſt, das aus der älteſten Überlieferung hineinragt in unſere Zeit. In einem Gloſſar heißt dieſe Brigitte „Bridgit, the daughter of Dagha, a Goddess of Ireland", d. h. „Brigitta, die Tochter des Tages". Die ſchottiſche Brigitta trägt eine Flamme auf dem Haupt, die ſogenannte Heilige Brigitte, die das Kloſter von Kildarn in Irland gründet, hat über ihrem Grabe das ewige Licht brennen. Es iſt ein ganz altes Lichtfeſt, das auf Schritt und Tritt zeigt, wie tief es hineingeht in die früheſte Überlieferung.

(Anm.: Sepp a. a. O. berichtet darüber: „Am Abend des erſten Faſtenſonntags ſieht man von Peißenberg aus am Lech und ins Schwäbiſche hinaus ſüdwärts von Mindelheim und Memmingen bis Lindau, wie nicht minder in Tirol, auf allen Höhen Feuer auflodern, wozu die Jungen in der Woche Holz und Reiſig von den Häuſern ſammeln. Es iſt ein Jubel und Seelenvergnügen; dafür kennt man in der Gegend keine Johannisfeuer. Auf Lichtmeß trägt die Hausfrau oder größere Tochter die Hauskerzen zur Weihe, jede Weibsperſon bekommt ihr buntgefärbtes Wachsſtöckel, die im Kaſten prangen, keine Dirne geht leer aus; die Buben nehmen mit dem Pfenniglicht vorlieb. Mitunter bringt es die Bauerntochter bis zu ihrer Hochzeit auf 25 Pfund Lichtmeßwachs. In Weſſobrunn brennt in der Kirche jede Perſon ihr Licht. Der Wachsſtock an neun Lichtmeßſonntagen geweiht, hat ſo viel auf ſich, daß man mit deſſen Licht den böſen Feind vom Sterbebett vertreiben kann. Am Lichtmeßabend ſteckte man in meiner Jugend auf einen runden Holzteller Wachslichter im Kreiſe und betete dabei den Pſalter, nach jedem Geſätzel wurde ein Licht gelöſcht.")

Die Legende ſagt, daß über dem Haupt der Heiligen Brigitte ein Licht ſtehe, oder eine Flamme erſcheine. Zum Überfluß gibt Muſſard (Gründliche Vorſtellung der aus dem Heidentum in die Kirche eingeführten Zeremonien, S. 109) den Grund noch ſelber an, warum am 1. Februar dieſes Brigittenfeſt als Lichtfeſt gefeiert wurde: „Warum hat die Kirche verordnet, brennende Lichter an dieſem Tage in den Händen zu tragen? Um eine irrige (!) Gewohnheit aufzuheben (?). Denn vor Zeiten war die ganze Stadt Rom am erſten Februar mit Leuten umgeben, die Wachskerzen und Fackeln zu Ehren der Februa trugen. Auch hielten, wie Papſt Innocenz ſagt, die römiſchen Weiber zum Gedächtnis der Entführung Proſerpinens ein Feſt, indem ſie mit Wachskerzen und Lichtern um die Stadt zogen. Weil es nun eine ſchwere Sache iſt, ſo tief eingewurzelte Gewohnheiten zu laſſen, ſo veränderte Papſt Sergius dieſe Feier dahin, daß die Chriſten an dieſem Tage mit geweihten brennenden Lichtern um die Kirche ziehen ſollten, der Mutter Gottes zu Ehren." Dagegen ſind nicht alle alten Schriftſteller hier mit Papſt Sergius einverſtanden, Beda deutet den Tag auf die klugen Jungfrauen,

die ihre Lampen rechtzeitig mit brennendem Öl verſorgt hätten, andere auf die Prophezeiung Lukas II, 32, d. h. auf Jeſus als das „Licht zur Erleuchtung der Heiden“. Hier iſt ganz unzweifelhaft eine alte Feier des frühlingshaft aus der Unterwelt (daher der Hinweis auf Proſerpina) aufgeſtiegenen Lichtes umgedeutet. Man wird ſich zugleich daran erinnern dürfen (Schrader, Germaniſche Mythologie, S. 183), daß in dieſem Monat ſchon bei den Germanen Hödur auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird, der kaum geborene Sonnengott Baldurs Tod rächt, und das Fackelfeſt gefeiert wird.

Die einzige Frage, die offenbleibt, iſt, warum die Kirche aus dem einen Lichtfeſt zwei, den Tag der Heiligen Brigitte und den Tag Mariä Lichtmeß gemacht hat. Vielleicht handelt es ſich hier um ein altes zweitägiges Lichtfeſt.

Es iſt dies die Zeit, in der im Jahr der Frühling zwar noch nicht da iſt, aber herangerufen wird.

Der 14. Februar, der St.-Valentins-Tag, für den gleich ſechs Heilige des gleichen Namens angeführt werden — wahrhaft ein Wunder, daß ſechs heilige Männer mit gleichem Namen am ſelben Tage das Martyrium erlitten haben ſollen! — iſt ſolch ein alter Tag des kommenden Frühlings und aufſteigenden Lebens. Er iſt uns ſymbolgeſchichtlich wie im Volksbrauch als Valentins-Tag reichlich belegt. Otto Freiherr von Rheinsberg („Das feſtliche Jahr in Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Feſten der germaniſchen Völker“, Leipzig 1898) widmet ihm eine eingehende Darſtellung und nennt den Valentins-Tag in England „das eigentliche Feſt der Jugend und der Liebe“. Das deckt ſich damit, daß die Volksſage in Deutſchland an dieſem Tage die Vögel ihre Weibchen wählen läßt. Butler im „Leben der Heiligen“ tadelt dieſen Tag als heidniſchen Aberglauben, der bei den Römern zu Ehren der Juno Februa am 15. Februar ſtattgefunden habe. Weil dieſe Sitte nicht ſo leicht abzuſtellen geweſen ſei, habe der fromme Eifer der Geiſtlichen empfohlen, den Namen von Heiligen hier einzuſetzen. Die Pflanzen, die hierbei eine Rolle ſpielen, Stechpalme, Efeu, Zwiebel ſind uralte, immer wieder belegte Fruchtbarkeitsſymbole. Ein altes Frühlingsfeſt iſt hier umgedeutet, das im Volksbrauch als „Faſtnachtstrunk“ der ſchwarzen Häupter zu Riga, als „Seefahrtsmahlzeit“ zu Bremen am gleichen Datum ſich noch lange erhalten hat. Am 22. Februar lag Petri Stuhlfeier, die wir ſchon unter dem 18. Januar erwähnt haben. An dieſem Tage wird uns vielfach die Kräuterweihe berichtet, vor allem merkwürdigerweiſe die Rübenweihe (1348 in einer Urkunde aus Ylenburg: „St.-Peters-Tag, als man Rettich weihet“). Rübe und Rettich ſind ebenfalls alte Fruchtbarkeitsſymbole, Nork führt ſie als dämoniſch an, kaum mit Recht; es ſind Phallusſymbole, die in der ſinnenfrohen alten Zeit durchaus in dieſe Periode des herannahenden, aufſteigenden Frühlings paſſen.

Faſtnacht, das große Volksfeſt dieſer Zeit, das zu verkirchlichen nicht mehr gelang, zeigt am allerdeutlichſten, wie ſtark es ſich hier um uralte Überlieferungen eines Fruchtbarkeits- und Frühlingsfeſtes im Jahreslauf handelt. Aus den zahlreichen, erſt ſpäter vielfach weiter entwickelten und entarteten Formen iſt vor allem bemerkenswert die Verkleidung in Hirſchmasken oder ſonſtigen Masken von gehörnten Tieren (die alte Manrune), wozu ausdrücklich Sepp (a. a. O.) bemerkt: „Man verkleidete ſich in den Calenden des Januar in Hirſch-, Kuh- oder Kalbsfelle, was in Synodalakten cervulum, vitulum facere heißt. Sollen wir hier nicht das Wildmännlisſpiel zu Oberſtdorf im Allgäu anführen, wobei man an tanzende Faunen, Salvantſch (sylvani) und Dialen erinnert wird? In Schweden vermummte unter Olav Magnus jeder ſich nach ſeinem Stande. Die Metzger aber ſetzten Ochſenhäupter und Ziegenköpfe auf und machten das Gebrüll und Gemecker dieſer Tiere nach. Die Trinkgefäße beſtanden in Hirſchhörnern, und die Aufwärter rückten im wunderlichen Feſtzug damit zur Tafel. Bulle, Hirſch und Bock figurieren ebenſo als Masken in England, und zwar in den niedlichſten Abbildungen aus der Zeit Eduards III., 1344. Noch 1856 und 1857 liefen die Burſchen zu Fürſtenfeldbruck in Hirſchhäuten mit Geweih herum.“ Die vielfachen Gebräuche hierbei hat Freiherr von Rheinsberg-Düringsfeld in ſeinem „Feſtlichen Jahr“ ſo eingehend zuſammengeſtellt, daß darauf nicht mehr zurückzukommen iſt. Unzweifelhaft iſt nur das Eine, daß es ſich hier um ein ganz altes Vorfrühlingsfeſt handelt, das der Fruchtbarkeit von Menſch, Tier und Pflanze gewidmet war.

Damit geht dann auch der Februar, der kürzeſte Monat, aus.

Der März bringt zugleich den Übergang der Sonne in das Tierkreiszeichen des Widders, der als Gehörnter jetzt überall aufzutauchen beginnt und ſeine Zeichen ſchon angekündigt hat, wie gezeigt.

Bemerkenswert iſt, daß uns für den 1. März Lauch aus England als ein altes heiliges Zeichen überliefert worden iſt. Das deckt ſich mit einem Hinweis des Plutarch, wonach die Alten Meerzwiebel als ſymboliſches Reinigungsmittel angeſehen hätten. Der Lauch iſt uns aber auch ſymbolgeſchichtlich als ein ausgeſprochenes Lebensſymbol überliefert, Lein und Lauch gehören in dieſer Hinſicht zuſammen. Der Lauch reinigt nicht nur, ſondern befördert auch die Geburt. Darum hütete ſich der ägyptiſche Prieſter vor dem Lauch (Juvenal 15, 9), wurde der Brahmine ausgeſtoßen, der Lauch aß (Geſetzbuch des Manu, Teil 5). Lauch erſcheint dann auch vielfach als Bekränzung bei dem ſpäteren Todaustreiben.

Wie ſehr der Widder für den Monat März noch in der kirchlichen Überlieferung fortlebt, zeigt die Tatſache, daß noch im 16. Jahrhundert zu Nola in Italien, am 15. März, ein Feſt gefeiert wurde, bei dem der Pfarrer von Stabio einen Widder mit vergoldeten Hörnern mitzubringen hatte. Auch

dieses Fest ist dem eigentlichen Eintritt der Sonne in das Tierkreiszeichen des Widders vorweggenommen, wie überhaupt im Lauf der Entwicklung die alte kalendarische Überlieferung vielfach zerstört worden ist, wenn sie sich so gar nicht mit der biblischen Überlieferung decken wollte.

Auch daß Mariä Verkündigung ausgerechnet auf den 25. März verlegt ist, ist zwar erklärlich, denn vom 25. März bis zum 25. Dezember sind es genau neun Monate — aber die Alten müssen von der Geburt des Lichtgottes zu dieser Zeit in gleicher Weise zurückgerechnet haben, denn wir finden den Monat des Widders bei den Römern nicht nur der jungfräulichen Minerva geweiht, zu deren Erinnerung beim Eintritt der Frühlingstag-und-Nachtgleiche eine große Götterschlacht stattfand, bei der mit dem Ziegenschild (Hornsymbole!) ein Sieg über die Winterdämonen erfochten wurde, sondern zur gleichen Zeit findet fast überall das Winteraustreiben statt, ein typisches Fest des Frühjahrs. Das Todaustreiben und Todaustragen scheint im wesentlichen aus der gesamtnordischen Überlieferung bei den Slawen, jedenfalls in stärkerem Maße als bei den Germanen, sich erhalten zu haben. Wir finden es im ganzen Monat März an den verschiedensten Tagen, von Anfang März bis zu Mariä Verkündigung. Immer steht über diesem Fest der Gedanke: den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir herein. Am häufigsten ist es natürlich am 21. März, dem Tag der Frühlingstagundnachtgleiche, wo die Tage länger zu werden beginnen als die Nächte. Der Gebrauch ist vielfach umgedeutet, mythologisch reich belegt und zeigt lediglich, wie hier ebenfalls ein nicht verkirchlichter Gebrauch des alten Jahreslaufes sich erhalten hat.

Sehr richtig weist Freiherr von Rheinsberg (a. a. O., S. 117) darauf hin, daß die Frühlingsvögel, die Schwalben, mit dem Tage Mariä Verkündigung noch eng verbunden sind.

(Anm.: Freiherr von Rheinsberg berichtet: „In dem protestantischen Sachsen ist Mariä Verkündigung das einzige Marienfest, welches sich kirchlich erhalten hat, und in den plattdeutsch redenden Gegenden von Norddeutschland gilt es sprichwörtlich für den Zeitpunkt, wo die Abendarbeiten bei Licht aufhören, um erst zu Michaeli wieder zu beginnen. In Mecklenburg heißt es: Ploog-Marien zieht der Pflug zu Felde. Eine reiche Ernte folgt, wenn es an Mariä Verkündigung und den Tagen darauf hell ist. In Tirol dagegen heißt es im Munde des Volkes:

‚Mariä Verkündigung
Die Schwalben kommen wiederum‘,

und wird auch die Rückkehr derselben nicht mehr wie ehedem in allen germanischen Ländern festlich begangen, sind sie doch gleich den Störchen als Frühlingsboten willkommene Gäste. Auch gelten sie im Volk noch immer

für heilig und für glückbringend. Ihre Anwesenheit macht ein Dorf reich, das Haus, in dem sie nisten, ist von Gott gesegnet, und wer ein Schwalbennest zerstört oder gar eine Schwalbe tötet, den trifft schweres Unglück, indem entweder sein Vieh durch Seuchen hinweggerafft oder sein Haus durch Feuersbrunst zerstört wird. Daher sind die Schwalben, obwohl sie durch ihre Nester die Häuser belästigen und verunreinigen, des größten Schutzes sicher, und in manchen Gegenden lassen die Leute nur deshalb Tag und Nacht die Fenster offen, um diesen Glücksvögeln nicht den Eingang zu verwehren. Als ehemalige Lieblingsvögel der Holda oder der schönen nie alternden Iduna, welche, sobald Thor die Winterriesen besiegt, in Schwalbengestalt nach Walhalla zurückkehrte, sind die Schwalben jetzt Muttergottesvögel, und im Oberinntal heißt es, sie haben Gott dem Vater den Himmel bauen helfen.")

Bei dem heutigen Osterfeste sind deutlich zwei Schichten zu erkennen — eine vorchristliche und eine rein christliche. Wenn man die Kreuzigung Christi drei Tage vor Ostern ansetzen wollte, so mußte man dieses Fest des getöteten Gottessohnes mitten in den Frühling hineinlegen. Es ist so auch kein Zufall, daß wir nicht eine einzige vorchristliche Überlieferung für den Karfreitag finden. Das Fest ist in seiner Symbolik rein christlich, hat mit dem alten Jahreslaufe gar nichts zu tun, für den ein Todesfest mitten im Frühjahr zur Zeit des aufsteigenden Lichtes geradezu widersinnig gewesen wäre.

Wohl aber ist die Verlegung des Osterfestes auf den Punkt im Jahr, an dem es heute steht, durchaus zurückgehend auf die alte Überlieferung.

(Anm.: Schon das phrygische — die Phryger waren ein nordisches Volk — gefeierte Fest der Auferstehung des Attys lag genau auf der frühesten Festsetzung des Osterfestes. Nork a. a. O. schildert es: „Sein Fest, ein dreitägiges, wurde im Frühlingsanfang gefeiert. Der erste Tag war ein Trauerfest. Man fällte eine Fichte, an welche man das Bild des Attys befestigte [Cruci fixus], und sie dann in den Tempel der Göttin — die jetzt eine Schmerzensmutter war — niederstellte. Der zweite Tag zeichnete sich durch geräuschvolle Musik aus, welche den Tod des Gottes beklagte. Am dritten Tag endlich war die Auferstehung des Gottes gefeiert." [Unzweifelhaft hat dies auf das christliche Osterfest früh abgefärbt.])

Das vorchristliche Osterfest wurde wohl am 21. oder 25. März gefeiert, ehe es die Kirche beweglich gestaltete, deckte sich also ursprünglich mit dem Termin des heutigen Tages von Mariä Verkündigung — und lag also durchaus richtig an jenem Punkte im Jahre, wo der Sonnenbogen über der Erde zum erstenmal höher als der Sonnenbogen unter der Erde (wie

man es ſich damals vorſtellte) iſt, wo alſo das Licht über die Finſternis triumphiert. Dieſes Feſt des ſiegreichen Frühlings iſt uns darum auch als vorchriſtliches germaniſches Feſt Oſtare durch den Mönch Beda bezeugt. (Wir finden es gleichfalls als vorchriſtliches ſlawiſches Feſt vielfach angegeben.) Triumphzeichen des jungen Lebens über den Tod ſind mit ihm auf das engſte verbunden, ſo die Eier, die das Leben in ſich tragen und geſucht werden, der Haſe, der (wenn er Männchen macht) in der Form der Manrune ᛉ daſitzt, ein altes ſymbolgeſchichtliches Fruchtbarkeitstier iſt, endlich das Lamm, das mindeſtens ebenſo ſehr mit dem Tierkreiszeichen des Widders, in den die Sonne getreten iſt, zuſammenhängt, wie mit dem chriſtlichen Oſterlamm, denn auch Jeſus ſchafft ja den Gebrauch des Oſterlammes nicht, ſondern findet ihn vor, ganz offenbar als einen Hinweis auf eine zu ſeiner Zeit bis nach Paläſtina gedrungene, nur aſtronomiſch zu erklärende Sitte, die auf den Eintritt der Sonne in das Tierkreiszeichen des Widders zurückgeht.

Bei Chriſti Himmelfahrt wird man dann, weil uns keinerlei vorchriſtliche Gebräuche überliefert ſind, wieder auf ein rein chriſtliches Feſt zu ſchließen haben, das mit der alten Symbolik nichts zu tun hat.

Anders liegt es mit Pfingſten.

Das Pfingſtfeſt als Feſt der Ausgießung des Heiligen Geiſtes hat unzweifelhaft ein altes Maifeſt zum Hintergrunde. Heute liegt es auf dem 50. Tage nach Oſtern, fällt damit alſo vielfach in den Mai hinein. Neben ihm aber hat der 1. Mai ſich als Volksfeſt weitgehend erhalten. Nicht nur, daß Maya die Bezeichnung für die Plejade iſt, die dem Mai den Namen gibt und vielfach als Taube dargeſtellt im Taubenſchießen auf den Schützenfeſten des Mai ſich erhalten hat; auch der Charakter des Sommerfeſtes lebt noch ganz deutlich in den Gebräuchen des Maikönigs und der Maikönigin, der Mai- oder Pfingſtumritte (auf Pferden — altes heiliges Tier!), des Pfingſtel oder Pfingſtburſchen weiter. Wir haben entſprechend der Weihnachtstanne die Pfingſttanne aus dem Welzheimer Wald zwiſchen Kocher und Rems in Schwaben erhalten, wir haben ſogar kultiſche Formen der Jahresritte, die noch das ganze Myſterium des Jahres umfaſſen. Selbſt die Jahresſchlange, der Drachen taucht hier wieder auf (ſo in bayeriſchen, aber auch franzöſiſchen Pfingſtfeiern) und das Feſt verſchmilzt mit der St.-Georgs-Sage. In Laub gekleidete Burſchen, in Laub gekleidete Mädchen gehören mit zu dieſem alten Feſte, das unzweifelhaft urſprünglich auf dem 1. Mai gelegen, erſt ſpät auf Pfingſten übernommen iſt.

Wir finden hier auf Pfingſten und Maien eine große Anzahl alter Gebräuche, die in der Errichtung von Maibäumen, Maikränzen, in der Geſtalt der Pfingſttaube und Maitaube immer wiederkehren. Daß die Maiumritte auf heilige Pferde zurückgehen, zeigt Nork (a. a. O., S. 318) aus einem eng-

liſchen Gebrauch: „Ein eben ſolcher Reiter auf weißem Roſſe erſcheint auch in England, wie man aus der Zeitſchrift ‚The Mirror' (Mai 1826) im erſten Band erfährt, wo eine ſolche in Padſtow in Cornwall abgehaltene Feſtivität: Hobbyhorse genannt, beſchrieben wird. Die Zeremonie heißt dort ‚hoodening', die beſchriebene Figur ‚hooden or wooden horse', und der Verfaſſer vermutet, ſie ſei ein Reſt ‚of some religious ceremonies practised in the early ages by our saxon ancestors', alſo deutſcher Erfindung. Die heidniſche Abkunft verrät ſchon der Name hooden, den der Reiter führt, und welcher wegen des wooden horse für Wodan oder Odin genommen werden darf."

Vielfach findet ein Kampf zwiſchen zwei Gruppen ſtatt, dem Sommer und dem Winter, worauf Simrock („Handbuch der deutſchen Mythologie", S. 581) hinweiſt. Aber auch das Königspaar, der Maikönig und die Maikönigin, der Maigraf und die Maigräfin ſind nichts anderes als die Verkörperung des jungen Lebens und der jungen Liebe, denen oft ein Kampf gegen böſe Dämonen vorhergeht, urſprünglich gegen die winterſonnenwendliche Schlange.

(Anm.: Simrock [a. a. O., S. 582]: „Auch da, wo neben dem Maigrafen eine Maigräfin auftritt, liegt kein anderer Mythos zugrunde, nur ein anderer Moment desſelben iſt aufgefaßt: die Vermählung des Götterpaares ſtatt des vorausgehenden Kampfes, ſei bei dieſem nun an Freyas Erlegung Belis oder an Wodans und Sigmunds Drachenkampf zu denken. An den Drachen erinnerte uns ſchon der Schäfflertanz [S. 580]; Darſtellungen eigentlicher Drachenkämpfe hat Kuhn [S. 484] bei engliſchen Weihnachts- und Maigebräuchen aufgedeckt und die deutſchen Schwerttänze und Opferſpiele hatten wohl gleiche Bedeutung. Überall iſt es der Frühlingsgott, der nach Beſiegung der Winterſtürme ſich der verlobten Erde vermählt.")

Dieſes große jubelnde Feſt des Lebens und der Liebe ließ ſich im chriſtlichen Pfingſtfeſt ſchwer unterbringen; ſoweit ein Teil der Gebräuche, die Maibüſche und grünen Birken ſich übertragen ließen, hat die kirchliche Feier ſie angenommen, ſoweit ſie wirklich mit der „Ausgießung des Heiligen Geiſtes" gar nichts zu tun hatten, wie die Brautleute und das Mailehn, ſind ſie im weſentlichen, wo ſie nicht lokal verſchoben wurden, auf dem 1. Mai liegen geblieben. Durch das ſchwerverſtändliche Pfingſtfeſt aber ſcheint überall noch die Überlieferung des alten Feſtes hindurch, wobei teilweiſe das kirchliche Pfingſtfeſt nicht nur Maigebräuche mit ſich nach vorne gezogen, ſondern, wenn es ſpät fiel, auch Gebräuche des Sommerſonnenwendefeſtes, des Johannistages, der nun wirklich im Aufbau des chriſtlichen

Kirchenjahres sich gar nicht unterbringen ließ, auf sich gezogen hat; das Sommersonnenwendefest ist von allen Festen der nordischen Urreligion am meisten zerstört worden. Zweimal scheint es, einmal in einer slawischen, einmal in einer germanischen Form in unsere Tage hinein. Der St.-Veits-Tag am 15. Juni geht auf einen Heiligen zurück, der niemals existiert hat. St. Veit, der Slawenapostel, dem der große St.-Veits-Dom zu Prag gewidmet ist, ist lediglich, wie uns alle Etymologen bezeugen, nichts anderes als „das heilige Licht", (swięte światło); die Ausprägung des allgemein nordischen Jahresgottes mit den vier Häuptern, gewandt nach Norden, Süden, Osten und Westen, wie er auch als „Swantewit" auf Arkona in Rügen gestanden hat.

(Anm.: Als solcher ist er uns bezeugt: „Scriptores rerum Germanicarum Francofortis" 1718, p. 508; Palacky, Geschichte Böhmens; Hanusch, Slawische Mythologie; Potkanski, „Polnische Mythologie". Bei den Tänzen, die zu seinen Ehren aufgeführt werden, wird im Kreis getanzt, dieser Kreis heißt noch „kolo" [Anton, „Sitten und Gebräuche der alten Slawen II, S. 97], entspricht also durchaus dem Rad in der Wintersonnenwende. Daneben werden brennende Räder die Höhen heruntergerollt und Höhenfeuer angezündet, genau wie in der germanischen Sommersonnenwende ebenfalls; der Swantewit, das „heilige Licht" hat genau wie Odin das weiße Roß, das wiederum den weißen Rossen Apollos, mit denen er den Sonnenwagen lenkt, entspricht.)

Dieses auf die nordische Wurzel zurückgehende slawische Sommersonnenwendefest ist, auf den nicht existierenden St. Veit umgeschrieben, von der Kirche vorverlegt.

Das germanische Sommersonnenwendefest ist vom 21. Juni, auf dem es richtig liegen müßte, von der Kirche entsprechend dem Weihnachtsfest um drei Tage vorgerückt und als Tag Johannes des Täufers auf den 24. Juni gelegt. Der Tag ist reich an unzweifelhaften Überlieferungen des Jahresfestes. In Kärnten, an der Mosel, auch in einer großen Anzahl anderer Gebiete werden mit Stroh und Werg umwickelte Räder brennend den Berg hinuntergerollt (wahrscheinlich sogar das in den fränkischen Kapitularien Karls verbotene „nodfyr"); es wird um das Johannisfeuer getanzt, über das Feuer gesprungen (was übrigens auch bei Kelten und Slawen vorkommt); es ist die heilige Nacht, in der die Sonne zur Tiefe geht und in der alle Kräfte der Erde entfesselt sind, in der Elfen und Geister lebendig sind, in der einst Baldurs Tod, das Sterben der Sonne, gefeiert wurde (Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, S. 50: „Der siebente Monatsgott wäre hierdurch Baldur, dessen Sonnenhaus Breidablick die

Sonne am 21. Juni, also zur Sommersonnenwende, wieder verließe, was zu dem Mythus von Baldur stimmen würde, wenn wir ihn als Lichtgott auffassen und unter seinem Tode die Neige des Lichtes verstehen.") An diese Überlieferung erinnern noch gelegentliche Gebräuche, bei denen eine Gestalt geköpft, oder ins Wasser versenkt wird, wie auch das Wasser, in das die Sonne jetzt eingehen will, in der Johannisnacht besonders heilsam ist. Es ist hochheilige Zeit, wo die Kräuter ihre heilsamsten Kräfte entwickeln, wo selbst der Tau heilsam ist, wo noch im Mittelalter die Menschen sich in der Nacht am Brunnen wuschen, um Schönheit zu erlangen. Johannisnacht ist überhaupt die Nacht der triumphierenden Liebe kurz vor dem Tode, das große alte Fest des blühenden Lebens.

Kein Wunder, daß es kirchlich nicht unterzubringen war! Man hat seine Gebräuche teils auf Pfingsten, teils auf den 1. Mai verschleppt, ohne aber sie wirklich verwischen zu können, das alte hochheilige Fest, das Schwellenfest des Jahres, an dem der Weg aus der aufsteigenden in die absteigende Hälfte geht, hat sich im Volksgebrauch so stark erhalten, daß es jeder Zerstörung spottete, ja die Kirche zwang, in gewisser Hinsicht ihm die gleiche Ehre anzutun wie Weihnachten, dem alten Julfest. Die Kirche feiert sonst nur die Todestage ihrer Heiligen und Märtyrer, lediglich die Geburt Christi und die Geburt Johannes des Täufers werden gefeiert (und ganz spät Mariä Geburt). Selbstverständlich steht das Geburtsdatum Johannes des Täufers nicht fest, — um so leichter war es, ihn hierher auf die alte Sommersonnenwende zu setzen, (vielfach unter Berufung auf Johannes III, 30: „Er muß wachsen, ich aber abnehmen"). Augustin aber hat durchaus noch die alte Bedeutung gewußt, die selbstverständlich überall, wo der Einfluß der arischen Völker hinkam, noch bekannt war und die Umdeutung aus der Sommersonnenwende zu dem Geburtstage des von Honig und Heuschrecken genährten Vorläufers Christi angedeutet: „Heute (am 24. Juni), wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren worden, damit der Mensch erniedrigt werde; an jenem Tage (25. Dezember), wo die Tageslänge wieder zunimmt, ist Christus geboren worden, damit Gott erhöhet werde — eine große und heilige Sache, meine Brüder!"

Man könnte, wenn man wollte, noch mit einer Unzahl von Belegstellen die Feier der Sommersonnenwende aus Mythologie und Religion der anderen nordrassischen Völker, der Griechen, Römer, Altperser usw. belegen, könnte die noch heute vorhandenen zahlreichen Sommersonnenwendegebräuche weit über den europäischen Kulturkreis hinaus anführen. Hier sei nur eine Angabe für Irland wiedergegeben (zitiert bei Nork: aus Eckermann, Religionsgeschichte, III 2, 121): „Die Druiden entzündeten zwei unermeßliche Feuer jedes Jahr mit großer Incantation, trieben das Vieh hinein und zwangen es, hindurchzugehen. Das junge Volk und die Kinder,

jedes einen Fackelbrand ſchwingend, folgten und führten dabei einen unregelmäßigen verſchlungenen Tanz auf, indem ſie die Fackeln über den Häuptern ſchwangen und einen rohen Chorus ſangen. Der Erzdruide [Ard Draoi] hatte ſein periodiſches Feuer auf dem Hügel Carn-Usnach in der Grafſchaft Meath, dem Zentrum des Königreiches. Dabei war der Flachdgha ein anderer Feuerberg unter des Erzdruiden unmittelbarer Jurisdiktion, und auf beiden ſtanden ungeheure Feuertempel. Den Brand vom Carn [Altar] nahm in Tolands Zeit noch jeder Hausvater mit nach Hauſe für ſeinen Herd, aber das Johannisfeuer iſt in Irland das größte Feſt, und die Leute tragen dann die Brände um ihre Kornfelder, um eine reiche Ernte zu erzielen.")

Mit der Sommerſonnenwende ſinkt das Jahr. Im Juli ſteigt am 21. das Zeichen des Löwen auf. Sofort finden wir hier eine zwar ſchwer zu deutende kirchliche Umdeutung. Es iſt der Tag des Elias. An dieſem Tage finden wir vor allem bei den öſtlichen Völkern nordiſcher Raſſegrundlage eine große Anzahl von alten Überlieferungen; in Rußland taucht hier der Ilja Muromez auf, der als großer Held geſchildert wird, bei den Serben wird direkt von „Ilja gromownik", dem „Donnerer", geſprochen; bis zum Kaukaſus hinüber finden an dieſem Tage Ziegenopfer (bei den Tſcherkeſſen) ſtatt, wie die Ziege in dieſem Zuſammenhang immer wieder erwähnt wird. Auf germaniſchem Boden werden wir darum hier ein altes untergegangenes Feſt des Thor, der auf ſeinem Ziegenwagen am Himmel fährt und die Gewitter auslöſt, annehmen dürfen, das dann bequem in die Himmelfahrt des Elias umgedeutet worden iſt. Das wird faſt zur Gewißheit, wenn wir bei Grimm „Deutſche Mythologie" ein Zitat aus dem Muſpilli finden, daß am Weltuntergang am Ende der Tage durch das im Kampf gegen den Antichriſt zur Erde triefende Blut des Elias alle Berge entzündet worden ſind.

(Anm.: Die Stelle lautet [nach Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie]:

„Das hört' ich erwähnen die Weiſen auf Erden,
Da ſolle mit dem Antichriſt Elias ſtreiten.
Der Wolf iſt gewaffnet: da wird geſtritten.
Die Kämpen ſind ſo kraftvoll, der Kampfpreis iſt ſo groß!
Elias ſtreitet um das ewige Leben:
Er will den Rechtſchaffnen das Reich beſtärken;
Darum wird ihm helfen, wer des Himmels Gewalt hat.
Der Antichriſt ſteht bei dem Altfeinde,
Steht bei dem Satanas, der ihn verſenken ſoll.
Darum wird er auf der Wahlſtatt verwundet fallen,
In derſelben Reiſe des Sieges entraten.

Doch wird auch Elias in dem Kampf erliegen.
Wenn aber des Elias Blut in die Erde träufet,
So entbrennen die Berge, aller Bäume ſteht
Nicht Einer in der Erde mehr, die Waſſer all ertrocknen,
Das Meer verſchwindet, der Himmel ſchwält in Lohe,
Der Mond fällt vom Himmel, Midgard brennt,
Kein Felſen ſteht mehr feſt. Da fährt der Rachetag
Ins Land mit der Lohe, die Laſter heimzuſuchen.
Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem ‚Muſpel' frommen.")

Hier iſt eine alte Weltuntergangsſchilderung, das germaniſche Ragnarök, der Götter und Welt Ende am Ende des großen Weltjahres, mit Händen durch die beinahe nur äußerlich chriſtliche Form hindurchſcheinend zu greifen. Elias iſt hier, wie auch Simrock richtig feſtſtellt, an die Stelle von Thor getreten. Er ſteht auf derſelben Stelle im Jahr, wo in der germaniſchen Mythologie der große Endkampf zwiſchen den Göttern und Rieſen ſtattfindet, wo die zahlreichen Gewitter und das Abnehmen des Lichtes deutlich zeigt, daß der Tod, der Wintertod, jetzt herankommt. Auch Thor trägt hier durchaus aſtronomiſche Züge, das Sternbild des „Fuhrmanns" und der „Ziege", die zugleich am Oſthimmel aufſteigen, kennzeichnen dieſe Stelle im Jahr, von ihnen wird die Darſtellung des Thor auf dem Wagen mit Ziegengeſpann, die ſonſt kaum erklärlich wäre, ſtammen.

Am 23. Juli liegt noch ein merkwürdiges Volksfeſt, das Brigittenfeſt in Wien, wie auch in England dieſer Tag der Heiligen Brigitte geweiht war, — wahrſcheinlich handelt es ſich um die alte Lichtgöttin, die beim Aufſteigen am 1. Februar, dann auch gegenbweiſe auf der gegenüberſtehenden Seite im Jahreslauf d.h. hier gefeiert worden iſt.

Da ſich mit der Heiligen Anna, der göttlichen Großmutter, der Mutter der Jungfrau Maria, eine Anzahl merkwürdiger aus dem Kult der alten Erdmutter übernommenen Gebräuche verbindet, ſo wäre denkbar, daß der erſt ſpät durch Gregor XIII. im Jahre 1584 angeordnete Gedächtnistag der Heiligen Anna am 26. Juli, der übrigens in Nordfrankreich in der Gegend von Rouen noch mit großen Feiern begangen wird, gewiſſe Überlieferungen eines ſolchen Tages der Erdmutter mit ſich tragen könnte; genau aber läßt es ſich nicht ſagen.

Wahrſcheinlich handelt es ſich bereits um eine Vorwegnahme des Eintritts der Sonne in das Zeichen der Jungfrau, die zugleich die Ernte und den Tod bedeutet. Die griechiſche Erntegöttin Ceres hat Beziehungen zur Unterwelt, Venus iſt zugleich Totenfrau (Epitymbia oder Proſerpina); wie Odin die toten Helden nach Walhall nimmt, ſo herrſcht auch Frau Holle oder Holda im Venusberg über die Toten; die Jungfrau, das Tierkreis-

zeichen, iſt ſogar eine weitgehende Verſchmelzung mit der ſpäteren Mutter Gottes eingegangen. Auf einem Seitenportal der bekanntlich aus einem Iſistempel in die jetzige Marienkirche verwandelten Notre Dame in Paris ſtehen die zwölf Sternbilder, auf jeder Seite ſechs eingemeißelt — lediglich die Jungfrau fehlt — weil ihr die ganze Kirche geweiht iſt. Sie ſteht vielmehr von den übrigen Bildern abgeſondert mit einer Schlange (der alten Erdſchlange) die ſich um den Baum windet, vielleicht auch dem Schlangengeſtirn, das ſich neben der Waage erhebt; ſie iſt verfolgt von einem Drachen — dem Drachen der Märchen, der die Jungfrau raubt, auch eine rein aſtronomiſche Bedeutung. Das Kind, das ſie in den Armen hält, erſcheint auf der inneren Seite des Pfeilers, welcher die Jungfrau mit dem Kinde trägt, in den ſechs Altersſtufen: zwölfjähriger Knabe, Jüngling, junger Mann, bärtiger Mann, alter Mann und gebückter Greis. Damit die Wiſſenden, für die dies gemacht war, es noch einmal ſähen, daß hier das wärmende Licht, getragen von der Jungfrau, die das junge Leben auf der Höhe des Jahres in der Sommerſonnenwende, dem alten Liebefeſt empfangen hat, die es nun in ſich trägt und mit ihm erſcheint, während die Natur ſich zum Sterben legt, um es in der längſten Nacht zu gebären — nicht irgendein auf wunderbare Weiſe geborener Gottmenſch — gemeint iſt, ſind auf der anderen Seite dieſes unendlich aufſchlußreichen alten Pfeilers die Abſtufungen der Sommerwärme dargeſtellt, wie Nork a.a.O. bezeugt: „Oben ein Jüngling mit ganz entblößtem Leibe. Er hat ſich unter den Schatten eines Baumes begeben. Weiterhin begegnen wir ihm, ein lichtes Gewand haltend; nun folgt eine Figur mit einem Doppelgeſicht des Jünglings und des Greiſes, das iſt die Sommer und Winter ſcheidende Herbſtgleiche. Unter dieſem Janus erſcheint der Greis, in ſeinen Mantel gehüllt, weiter unten tritt er gebückt unter der Laſt eines Reiſigbündels hervor, noch tiefer wärmt er die erſtarrten Glieder am Reiſigfeuer, hier alſo das Winterſolſtiz, wo der Jahrgott abſtirbt.“ Selbſtverſtändlich beſtätigt die germaniſche Mythologie das Gleiche, — der Monat, wo die Sonne im Zeichen der Jungfrau ſteht, gehört Freya, und zwar in ihrer Eigenſchaft als Totengöttin (Grimnismal 14):

„Folkwang iſt die neunte: da hat Freya Gewalt
Die Sitze zu ordnen im Saal.
Der Wahlſtatt Hälfte hat ſie täglich zu wählen;
Odin hat die andre Hälfte.“

Der 5. Auguſt, die merkwürdige, niemals erklärte Feier von Maria Schnee mag hiermit zuſammenhängen. Daß Frau Holle den Schnee ſchickt, daß der Schnee als winterliches Totenkleid der Erde erſcheint, iſt bekannt, — weil das Tierkreiszeichen der Jungfrau gleich Freya oder Frau Holle iſt, hat ſich dieſes merkwürdige Feſt „Maria Schnee“ in den Auguſt ver-

irrt, wo es normal ſonſt gar nicht hingehören würde. Die Legenden, die zu ſeiner Begründung erzählt werden, ſind gar zu läppiſch, um ſie heranzuziehen, auch die Geſchichte von einer römiſchen Marienkirche aus den Schneegruben.

Die Himmelfahrt Mariä am 15. Auguſt iſt nicht bibliſch, ſondern ſtammt aus der Tradition. Es iſt nur merkwürdig, daß ſie gerade auf den 15. Auguſt gelegt wird, wo die Sonne das Sternbild der Jungfrau verläßt. Aſträa bei den Griechen, Proſerpina bei den Lateinern verſchwindet auch — es iſt nicht unmöglich, daß hier der Charakter des Feſtes urſprünglich rein ſich auf die Sterne bezog und erſt ſpäter auf die Geſtalt der Jungfrau als Gottesgebärerin übertragen wurde. Wenn der 15. Auguſt vielfach als „Tag unſerer Frauen Würzweihe" oder „Tag Maria Wurzelweihe" bezeichnet wird, ſo darf man daran erinnern, daß ſchon die Götterjungfrau Athene als Geſunderin und Minerva als medica angerufen wurde — offenbar ſteht alſo der gleiche kosmiſche Gedanke hinter dieſen verſchiedenen Ausprägungen.

Ebenſo iſt wahrſcheinlich ein weißruſſiſches Feſt zu Ehren der Gottheit Jarylo (von Jar = Sommerkorn; jarkii = hell, grell, leuchtend), die durch ein Mädchen dargeſtellt iſt und mit Blumen geſchmückt über den Acker geführt wird, noch ein Stück der Überlieferung der Jungfrau als Sternbild in dieſer Erntezeit, wo die Pflanzen ſterben müſſen, um im nächſten Jahr wieder zu erſtehen.

Die Waage ſteigt zum September auf. Die chriſtliche Kirche feiert beim Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage am 21. September das Schutzengelfeſt, das die Reichsſtände in Mainz im Jahre 813 als das Feſt des Heiligen Michael bezeichnen, der zugleich Richterzüge in ſtarkem Maße trägt, deſſen Tag ja auch ausgezeichnet in dieſe Sterbenszeit des Jahres hineinfällt, wie die Waage immer wieder mit den Totenrichtern der Unterwelt bei den Griechen verbunden iſt. Michael iſt die chriſtliche Umdeutung für Wodan, den Schlachtengott, Todesgott; Michael reitet gleich Wodan auf einem Schimmel und hat Züge des Totengeleiters.

In dieſem Monat liegt in der Mehrzahl der deutſchen Gegenden das Erntefeſt, die zahlreichen Erntefitten zeigen alle noch auf die einſt durchaus lebendige Überlieferung hin, daß man den Toten oder dem Gott der Toten, dem vorwinterſonnenwendlichen Gotte, ein Stück von der Ernte, die letzte Garbe auf dem Felde überließ. In Oſtholſtein wird heute vielfach noch bei angefaßten Händen um die letzte Garbe, die auf dem Felde bleibt, im Kreis herumgegangen und der alte Vers halb geſprochen, halb geſungen:

„Wode, Wode, Wode,
Wi gäw Din Schimmel Foder
Wi gäb em ook ken Düſſel un Durn —
Anner Johr — bäter Kurn."

Ja, uns iſt ſogar aus der Gegend zwiſchen Hannover und Preußiſch-Minden ein ganz alter Vers aus dieſem Jahresgebrauch der Ernte überliefert, der ebenfalls mit der feierlichen dreifachen Anrufung beginnt und in einem ſehr alten Plattdeutſch gefaßt iſt:

„Woold! Woold! Woold!
Häwen Hüne weit, wat ſchüht,
Jümm hei dal van Häwen ſüht
vulln Kruken un Sangen hätt hei,
Up' en Holte wäß mannigerley —
Hei is nid barn un wärt nid vold.
Woold! Woold! Woold!

Die ganzen Erntegebräuche ſind zugleich weitgehend Opfergebräuche, bei denen „Til ars ok fridar", um Ernte und Frieden in der germaniſchen Zeit gebetet worden iſt, in denen nach Heimholung der Ernte ſich die Menſchen vorbereiteten auf den hereinbrechenden Winter.

Der Oktober, in dem die Sonne in das Tierkreiszeichen des Skorpions tritt, iſt Sterbemonat und Vorbereitung auf das vierte große Feſt des Jahres, von dem dann Aller Heiligen und Aller Seelen am 1. und 2. November die erhaltene Überlieferung darſtellen. Aller Heiligen, heute am 1. November, war urſprünglich bis zum vierten Jahrhundert am Sonntag nach Pfingſten begangen, wurde erſt von Gregor IV. 835 auf den 1. November verlegt, und zwar, weil hier am Anfang November das große, dem Maifeſt gegenüberliegende, ihm entſprechende nordiſche Datum des Totengedenkens lag. Hier liegt es noch heute, es iſt ſogar im kirchlichen Gebrauch durch die Einſchaltung von Aller Seelen am 2. November (ſeit 990) auf zwei Tage erweitert. In Schweden werden in dieſen Tagen den Elfen Speiſen und Getränke hingeſetzt; in Ingermannland und Finnland, bei den eſtniſchen Bauern finden Eſſen auf den Gräbern ſtatt; das polniſche Volk feiert hier ſeine dziady (Ahnen), die der Dichter Mickiewicz ſo erſchütternd geſchildert hat, große Totenmahle der Bauerndörfer bei brennenden Kerzen an den Gräbern. In Deutſchland iſt dieſes Feſt der abgeſchiedenen Seelen noch heute das große Gedenkfeſt, ja in manchen Gegenden tauchen hier wieder die Feuer (die wir bisher aus Julfeuer, Maifeuer und Johannisfeuer erlebt haben) auf. In der Nacht des Aller-Seelen-Tages zeigen ſich auf dem Gutberge bei Schönau in der Sächſiſchen Lauſitz große Feuergeſtalten in bedeutender Menge, ſie bilden Gruppen und halten Ringeltänze, hüpfen mit Gedankenſchnelle über die Mauern und verſchwinden. Die Toten tanzen im Licht in der Aller-Seelen-Nacht, eine Überlieferung, die wir auch aus Skandinavien erhalten haben.

In dieſer Nacht, wo der Lauf der Sonne unter der Erde größer iſt als der Lauf über der Erde, zieht in der deutſchen Sage „das alte Heer" (auch

in Spanien „Exercito antiguo"), zieht das wilde Heer oder das wütende Heer, die Toten fahren im Sturmgebraus, der Rodenstein geht um, Odin zieht durch die Nächte als Ritter Hackelbernd, an der Spitze der wilden Jagd. Es wird überliefert, daß er an den Schlachten teilnimmt, und zwar nicht selten mit der Armbrust (Saxo Grammaticus 17), wo er den König Hadding in der keilförmigen Schlachtordnung unterweist, sich dann hinter die Reihen stellt, eine Armbrust hervorzieht, die ganz klein scheint, aber gespannt wächst, zehn Pfeile darauf legt und zehn Feinde tötet (Grimm: Deutsche Mythologie) — das ist deutlich das Sternbild des Schützen (sagittarius), in das die Sonne im November getreten ist. Darum ist der 3. November auch St. Hubertus, dem Jäger, durch den man den alten Odin ersetzen wollte; darum reitet Martinus am 11. November, die Übertragung des römischen Mars, der Kriegsmann hoch zu Roß. Auch er sollte Wodan ersetzen. Der Schütze ist vielfach der Zentaur, darum verbindet sich das Pferd mit dem Begriff des Totengottes im Zeichen des Schützen und zwar nicht nur bei den Germanen, sondern bei allen nordischen Völkern; darum sind die gekreuzten Pferdeköpfe alte Wodanszeichen, wie sie noch heute auf unseren niedersächsischen Bauernhäusern stehen. Sie sind nicht Erinnerungen an die Roßopfer, wenn sie auch von ihnen herstammen, sondern bedeuten mehr — einen Hinweis auf die (im letzten vom gestirnten Himmel genommene) Bedeutung des Gottes, dessen Pfeil untrüglich trifft und dessen weißes Roß dem Totenheer voranjagt. Noch heute beinahe, jedenfalls so lange wie im vorigen Jahrhundert Feldherrn selbst ihrem Heere vorannritten, ritten sie darum Schimmel, so Friedrich der Große, Napoleon und andere; der Schimmel ist das weiße Totenpferd Odins, das den Kriegern in die Schlacht vorausprengt, das auch den Tod anzeigt, so den Fall Gustav Adolfs bei Lützen, wo in einem Gesicht die schwedischen Bauern daheim das reiterlose weiße Pferd am Himmel dahinjagen sahen, an jenem Nachmittag, als „zu Lützen an demselben Tag, Gustav Adolf in seinem Blute lag", wie Fontane es in herrlicher Weise in seiner Ballade dargestellt hat. Es ist das weiße Roß des Totenkönigs, des Schlachtengottes, der an dieser Stelle des Jahres im Sternbild des Schützen in der sinkenden Jahresnacht steht und von keinem der nordischen Völker so ausgeprägt worden ist, wie von den Germanen mit ihrer Neigung zur gewaltigen düsteren Dramatik.

Mit dem Martinstage verbindet sich vielfach die Überlieferung von der Martinsgans; einem Ersatzvogel für den Schwan, den wintersonnenwendlichen Vogel, der in der weißen Totenfarbe als letzter auf das Meer hinausfliegt, der immer wieder sich mit den Überlieferungen gerade dieser Zeit verbindet, der Wodan geheiligt ist, wie er den Gralsritter Lohengrin begleitet, der die Gabe der Weissagung hat, der den Schwanenjungfrauen,

den Walküren Namen und Gestalt gegeben hat, der die Totenschiffe über die See begleitet, der aber auch den noch ungeborenen göttlichen Helden bringt, der auf den friesischen Hausgiebeln als Giebelschmuck steht, der in der slawischen Sage ebenfalls auftaucht und kultische Speise noch lange in christlicher Zeit am Hofe der Moskauer Großfürsten war, wo der Schwanenbraten allen anderen zur Bewirtung allein vom Großfürsten gegeben wurde; dessen Flügel an den Helmen der germanischen Heerkönige wie der Seekönige der Wikingerzeit befestigt sind — und von dem die Martinsgans nur ein Nachklang ist.

Noch einmal hat am 6. Dezember die Kirche den Versuch gemacht, durch den Heiligen Nikolaus den alten Jahresgott im letzten Viertel des Jahres, in der Sterbezeit, zu ersetzen, aber er hat fast überall mit dem Pferd, für das St. Nikolaus Hafer einsammelt, mit seinem Erscheinen als Niklas die Züge des alten vorwintersonnenwendlichen Gottes erhalten. Er wird als St. Nikolaus der Kinderfreund dargestellt — aber seine vorchristliche Grundlage leuchtet noch deutlich hindurch, wenn er in England zugleich Old Nick, nämlich der Teufel ist. Die Geschenke für ihn werden in einen Schuh gelegt, — die symbolgeschichtliche Bedeutung davon werden wir noch kennenlernen. Wo der alte vorsonnenwendliche Gott alle seine Kräfte auf den Nikolaus abgeladen hat, spielt er auch heute noch eine ungeheure Rolle im Volksbewußtsein, so in Rußland, wo fast die ganze Überlieferung des alten Jahresgottes auf „Nikolai den Wundertäter" übergegangen ist, der geradezu der Hauptheilige des Volkes wurde.

Daß Lazarus, der von den Toten Erweckte, ebenfalls auf dem 17. Dezember liegt, an der Stelle, wo das alte Jahr im Grabe liegt und wiedererweckt werden soll, ist unzweifelhaft auch eine absichtliche Verlagerung auf Grund einer alten nordischen Überlieferung.

Und damit nähern wir uns wieder der Stelle im Jahr, wo das Licht aus dem Grabe bricht. Das Grabhaus des Lazarus in der späten kirchlichen Umdeutung steht sogar im Kalender fast noch an der gleichen Stelle, wo, wie wir sehen werden, das Grabhaus als Runenzeichen im Kalender auch steht.

Diese vorwintersonnenwendliche Periode trägt mit allen ihren auf die christlichen Feste übertragenen oder neben ihnen herlaufenden Gebräuchen völlig klar die Züge vorchristlicher Jahreslauffeiern. Wir finden das weiße Roß bei St. Martin, wie wir es in der eddischen Überlieferung (Atlakvidha 30) in der Schwurformel an dieser Stelle bezeugt finden „bei der südlich gesenkten Sonne und Sigtyr-Berg, bei dem Roß des Ruhebettes und dem Ring Ulls". Wir finden den Schwan als Sonnenbegleitvogel, der als letzter mit dem sinkenden Licht vom Land aufs Meer zieht, wenn der Winter herannaht, und als erster nach der Wintersonnenwende mit dem steigenden Licht vom Meer aufs Land heimkehrt. Wir finden deutlich das Sterben

des Gottes am Lebensbaum bezeugt von Odin, und zwar am „windigen Baum“, nämlich in den Windmonaten vor der Julzeit in jener gewaltigen Darstellung der Edda (Havamal):

„Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun Nächte lang,
Vom Speer verwundet, dem Odin geweiht,
Mir selber ich selbst,
An jenem Baum, da jedem fremd,
Aus welcher Wurzel er wuchs.

Sie boten mir kein Brot noch Horn;
Da neigt' ich mich nieder,
Nahm auf die Runen, nahm sie stöhnend auf,
Dann fiel ich ab zur Erde.

Und trank einen Trunk des edelsten Mets,
Aus Odrörir geschöpft.

Zu gedeihen begann ich und begann zu denken,
Wuchs und fühlte mich wohl:

Wort aus dem Wort verlieh mir das Wort,
Werk aus dem Werk verlieh mir das Werk.“

Der sich selbst geweihte Jahrgott, der die Runen, nämlich die letzten Runen der langen Runenreihe im Jahre aufnimmt, der von dem Wasser der Erde trinkt, in dem das Licht gefangen ist, sich zur Allmutter Erde niederneigt und dann zu gedeihen beginnt und zu denken, aufwächst und sich wohlfühlt zu neuem Gang und Lauf durch das neue Jahr, das er, ein neuer und doch immer der gleiche, heraufführt — wo gibt es eine erhabenere Darstellung des Ewigkeitsgedankens im Stirb und Werde der Natur als in dieser dichterischen Schau von Gottes Gang durch das Jahr, seiner Verkörperung im Jahr, damit seines ewigen Lebens, das er in sich trägt und alle Sonnengeschöpfe gleich ihm?

Gott und Jahr, aber auch Mensch und Jahr gehören so nahe zusammen, sie sind sogar ursprünglich gleichbedeutend gewesen. Der Begriff Gott ist in der deutschen Sprache noch bis in das frühe Mittelalter hinein sächlich gewesen, „das Gott“, nicht verpersönlicht, um jene über allen menschlichen Begriffen stehende Ordnung der Welt zu verkörpern. Dasselbe Wort god aber bedeutet im Russischen noch heute Jahr; Godina (polnisch godzina) das kleine Jahr ist die Stunde. Mit Recht weist Grimm (Deutsche Mythologie, pag. 715) auf diesen Zusammenhang hin. Abgesehen von den bereits

hier angeführten Belegſtellen haben die Alten dieſe Verkörperung Gottes im Jahr wohl gewußt; ihnen war wohl bekannt, daß alle Götternamen nur ein Ausdruck für dieſe ewig aus dem Tode auferſtehende, neues Leben ſpendende Kraft war, noch in der Zeit des ſterbenden Rom hat aus dem Geiſt der nordiſchen Urraſſe der Philoſoph Seneca (IV 7 oder 8), feſtgeſtellt: „Du magſt dem Urheber aller Dinge verſchiedene Namen geben: Donnerer, Erhalter, Schickſal; es können ihrer ſo viele ſein als ſeine Kraftäußerungen: Liber, Hercules, Mercurius — alles ſind nur Benennungen desſelben göttlichen Weſens, gedacht in anderen Eigenſchaften."

Cicero betont ausdrücklich: „Die Welt iſt Gott, da ja die Teile der Welt Gottes Glieder ſind." Die ariſchen Inder haben die Einheit von Jahr und Gott, oder beſſer die Offenbarung Gottes in Leben und Tod des Jahres mit aller Klarheit uns weiter überliefert: „Fürwahr, es gibt zwei Formen des Brahman, die Zeit und die Nichtzeit. Nämlich, was vor der Sonne da war, das iſt die Nichtzeit, das Nichtteilbare, und was mit der Sonne anfing, das iſt die Zeit, iſt das Teilbare. Die Erſcheinungsform des Teilbaren aber iſt das Jahr, und aus dem Jahr weiter entſpringen dieſe Weſen, durch das Jahr auch, nachdem ſie hier entſprungen, wachſen ſie auf, und in dem Jahre gehen ſie wieder zugrunde; darum, fürwahr, iſt das Jahr der Prajâpati, die Zeit, die Nahrung, das Neſt (die Wohnſtätte) des Brahman und der Âtman." Aber es wird noch deutlicher in der indiſchen Überlieferung: „Eben dieſer Prajâ-pati (der Gebeteherr) iſt das Jahr, iſt ſechzehnteilig." (Brihadâranyaka-Upanishad I, 5, 14.) Ganz klar tritt dies im Bhagavadgita, im Geſang des Erhabenen X, 32 bis 34, hervor:

„Anfang und End' der Schöpfungen und Mitte bin ich, —
Kunde höchſten Geiſtes im Wiſſen, der Redner Rede, das bin ich!
Unter den Lauten bin ich A, —
Ich bin die Zeit die nie vergeht, bin der Schöpfer
der allhin ſchaut.
Ich bin der Tod, der alles raubt, der Urſprung des,
was werden ſoll. —"

Die ſprachlich den ariſchen Sanſkritindern, geographiſch den Germanen benachbarten Slawen haben dieſe Überlieferung in einfacherer Form ebenfalls erhalten. Die Ipatejewſche Chronik ſpricht vom „König Sonne", der ein Sohn des Swarog, des höchſten Himmelsherrn ſei, deswegen auch Swaroshitſch heißt, die ſüdſlawiſche Tradition nennt ihn geradezu Boshitsch den „Gottesſohn" (womit die Behauptung Wirths von einer Auffaſſung der Sonne als „Sohn Gottes" in der urnordiſchen vorchriſtlichen Religioſität ausdrücklich belegt wird). Schröder „Ariſche Religion", S. 41, ſchreibt in dieſem Zuſammenhang: „Beachtenswert ſind einige ſchon früher erwähnte

Weihnachtsbräuche und Lieder der Südſlawen, aus denen hervorzugehen ſcheint, daß auch dieſe Stämme um die Zeit der Winterſonnenwende den neu ſich verjüngenden Sonnengott feierten. Er erſcheint bei den Serben unter dem nur ſcheinbar chriſtlichen Namen Božic, d. h. Gottesſohn. Am Weihnachtstage ſingen die Jünglinge von Haus zu Haus ein Lied, in welchem gewünſcht wird, daß die Kühe viel Milch geben möchten, um den Božic darin baden zu können; während in zwei anderen ſerbiſchen Liedern von dem alten Badnjak und dem jungen Božic die Rede iſt. Badnjak bezeichnet hier, wie Krek wahrſcheinlich macht (a.a.O., S. 586) (iſt aber auch die Bezeichnung für den Julklotz, der am Julabend in Flammen geſetzt wird), den Gott Perun, d.i. den donnernden Himmelsgott; und der Bog oder Gott, als deſſen Sohn der Božic erſcheint, iſt ebenfalls kein anderer als der Himmelsgott. Die Sonne wird als deſſen Kind gedacht, wie auch ſonſt noch in ſlawiſchen Liedern und Sagen. Man ruft den Božic an und ſingt, daß er leuchtet über alle Welt, und es darf in der Tat für wahrſcheinlich gelten, daß mit dem Božic dieſer ſerbiſchen Lieder urſprünglich nicht Chriſtus, der Gottesſohn, ſondern die neugeborene Sonne gemeint war.“ Die Unterſuchung des ruſſiſchen Archäologen Prof. W. A. Gorodzow hat darüber hinaus in der volkläufigen Symbolik der ruſſiſchen Stämme feſtgeſtellt, daß hier eine Frauengeſtalt, eine Himmelskönigin neben dem Lebensbaum als Ornament immer wieder erſcheint (die ſpäter unzweifelhaft in der Geſtalt der chriſtlichen Mutter Gottes aufgegangen iſt); dieſe Himmelskönigin erhebt in den ruſſiſchen Ornamenten die Hände zu einem Weſen, das über ihren Häupten ſteht, und das — als Sonnenrad dargeſtellt iſt! Bis zu den finniſchen Mordwinen und Tſchuwaſchen iſt dieſe Überlieferung noch zu erkennen, hier erſcheint die Göttermutter als Gemahlin des Sonnengottes in der Winterſonnenwende, wie ſie — ein kleines Kind im Strahlenkranz auf dem Arm trägt.

Die germaniſche Überlieferung hat hinter der gewaltigen Dramatiſierung des Jahreslaufes, wie wir ſie in der germaniſchen Götterſage (an die ſo wenig „geglaubt“ worden iſt, wie der fromme Katholik an Dantes „Göttliche Komödie“ oder an Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch“ glaubt) finden, das Wiſſen um dieſe Verehrung des Lichtes Gottes im Jahr wohl gehabt. Im altnorwegiſchen Runenliede heißt es:

„Sonne iſt der Lande Licht:
Ich beuge mich vor dem Heiligtum.“

(Sol er landa ljome
ljuti ek helgadome.)

Im Isländiſchen Landnahmebuch des bereits chriſtlichen Prieſters Ari heißt es von „dem berühmteſten aller Landnahmemänner Ingolf auf Island,

der von den heidniſchen Männern noch den beſten Glauben gehabt hat, ſoweit man Beiſpiele hat. Er ließ ſich in ſeiner Todeskrankheit in den Sonnenſchein tragen und befahl ſich in die Hände des Gottes, der die Sonne geſchaffen habe. Er hatte ſo auch ein reines Leben geführt wie nur die frömmſten Chriſten." Der Isländer Geſt wünſcht in der Ref-Saga ſeinem Neffen, der nach Grönland fahren will: „Ich fleh für dich zu dem, der die Sonne erſchaffen hat, daß er dir zum Guten verhelfe."

Ganz rein hat ſich ſchließlich in der abgelegenen und außerordentlich intereſſanten lettiſchen Überlieferung, auf die hingewieſen zu haben das Verdienſt beſonders von L. von Schröder iſt, die Überlieferung des alten Lichtglaubens erhalten; der Sonnengott Uhſing, mit dem das Roß verbunden iſt, der in der ſpäteren Entwicklung geradezu zum Roßgott heruntergedrückt worden iſt, trägt in den überlieferten lettiſchen Volksliedern noch ganz die Züge des aus dem Waſſer, aus der Erde immer wieder geborenen Lichtgottes.

— Faſſen wir zuſammen: Bereits durch den chriſtlichen Kalender, ſo ehr er auch die alten Feſte teils abſichtlich zu ihrer Vernichtung, teils lediglich in Anpaſſung an ſeine bibliſche Überlieferung verändert hat, durch Mythologie und vergleichende Religionskunde ſieht für uns das Bild der nordiſchen Urreligion, der „Weltanſchauung der nordiſchen Raſſe" mit Klarheit hindurch. Es beruht auf der Erkenntnis einer Gottbeſeeltheit dieſer Welt, die Lichtwelt iſt (unſer heutiges Wort Welt hängt mit dem uns überlieferten altfrieſiſchen Gottesnamen Uald ebenſo zuſammen wie das polniſche Wort Swiat = Welt mit Swiatlo = Licht, eigentlich „Weltlein"), die nach ewiger Ordnung ſich in Jahr und Tag, Pflanze und jedem Lebeweſen vom Morgen über die Mittagshöhe zum Abend durch die Nacht zu neuem Morgen und neuem Leben erneuert. Dieſe Welt iſt darum eine geordnete Welt, trägt ihr Geſetz (Sanſkrit Rta, lateiniſch Ritus) in ſich, geht rechten Gang, nämlich rechts herum um das Jahresrad (daher die gleichlaufenden Bezeichnungen für rechts und Recht, prawy und prawo im Deutſchen und in den ſlawiſchen Sprachen). Sie iſt Sonnenwelt, im Sonnenlauf, nicht in dem feurigen Metallball am Himmel, ſondern in der belebenden Kraft der mit unerſchütterlicher Ordnung am Himmelszelt ihren Weg ziehenden Sonne ſieht die urnordiſche Überlieferung, das alte Wiſſen, Gottes Offenbarung, ein Wunder ohne „wunderſame" Durchbrechung der natürlichen Ordnung.

Die chriſtliche Lehre hat im Laufe der Zeit mancherlei dieſer uralten Überlieferung ſich angepaßt. Züge der ſterbenden und aufſteigenden Sonne ſind, wie in der Darſtellung der Symbole näher zu belegen ſein wird, auf Chriſtus übertragen worden. Sein Auferſtehen, ſeinen Aufſtieg zur Himmelshöhe, ſeine Kreuzigung und ſeine Grablegung tragen aus alten Son-

nenmythen unzerſtörbare Züge, die auf ihn übernommen worden ſind. Umgekehrt hat die chriſtliche Überlieferung den alten abſtrakten Mythos mit vielerlei rein menſchlichen Zügen überlagert, die ewige Geburt des Lichtes als eine einmalige Geburt eines Gottesſohnes dargeſtellt, hiſtoriſiert und vielfach unkenntlich gemacht, dafür aber auf das engſte gekoppelt an die gar nicht hiermit zuſammenhängende, tief dem nordiſchen Weſen fremde altteſtamentariſche Überlieferung und ſo die Züge des jüdiſchen Weſens hineingetragen in die Gotteserkenntnis des nordiſchen Völkerkreiſes. Wenn Auguſtin ſagt: „Was man gegenwärtig chriſtliche Religion nennt, beſtand ſchon bei den Alten und fehlte nicht in den Anfängen des Menſchengeſchlechts, bis Chriſtus im Fleiſch erſchien. Von da erhielt die wahre Religion, die ſchon vorher vorhanden war, den Namen der ‚chriſtlichen Religion‘“, ſo ſpricht er nur eine Teilwahrheit aus. Ihm iſt wohl bewußt, daß der ewige Mythos vom wiedergeborenen Licht und Leben zugunſten der chriſtlichen Legende reichlich ausgewertet und herangezogen worden iſt, er überſieht aber abſichtlich, daß dieſer Mythos einer natürlichen Frömmigkeit gerade erſt durch die chriſtliche Religion unkenntlich gemacht, ja geradezu verfolgt worden iſt zugunſten der Lehre von der einmaligen Geburt eines Gottesſohnes und zugunſten der jüdiſchen Überlieferung. In den Hexenprozeſſen wurde noch vielfach die Frage geſtellt, ob die angeklagten Frauen am Morgen zur aufgehenden Sonne gebetet hätten, wie uns das gleiche auch aus dem nichtdeutſchen Gebiet aus der kroatiſchen „Belehrung für Beichtväter“ 1452 belegt iſt: „Wenn jemand ſich vor der Sonne oder dem Mond oder einem anderen Geſchöpfe verbeugt und Gebete ſpricht: wer das tut, begeht eine Todſünde.“ Daran änderte nichts, daß ein Teil der Geiſtlichkeit es beſſer gewußt hat, daß noch Noſtradamus ausſpricht: „Das Geſetz des Chriſtus hängt am Sol (an der Sonne)“ — und daß auf dem Biſchofsſtuhl im hochheiligen Dom zu Speyer als ein Zeichen, daß zum mindeſten ein Teil der chriſtlichen Geiſtlichkeit die wahre Rangordnung der Religionen noch als Geheimwiſſen gehütet haben mag — ſich die vier feſten Tierkreiszeichen des Jahres befinden.

Symbolik und Urglaube

Es kann nicht mit Zufälligkeiten, bedeutungsloser Übereinstimmung von Ornamenten, ethnologischen Parallelerscheinungen u. dgl. erklärt werden, wenn im ganzen Raume der von der nordischen Rasse in ihrer weitesten Ausdehnung begründeten oder beeinflußten Kulturen sich die gleichen Zeichen auf Gräbern, Häusern, Wappen, immer wieder in einheitlicher Formelverbindung finden. Wäre etwa nur das Hakenkreuz allein in Nordeuropa, Nordasien, Ostasien, Indien, Nord- und Mittelamerika, sogar in Teilen von Südamerika nachzuweisen, wie es heute wissenschaftlich nachgewiesen ist, so könnte man mit einem gewissen Recht noch behaupten, daß es dabei möglicherweise sich um ein aus ganz verschiedenen Ursachen geschaffenes, nicht aus der gleichen Quelle entsprungenes Zeichen handele. Es handelt sich aber nicht um Einzelzeichen, sondern um eine große Anzahl immer wieder in neuen Verbindungen und Abwandlungen erscheinender, wurzelgleicher Zeichen, die mehr oder minder jedes einzelne den gleichen Raum ausfüllen und in Verbindung miteinander als volkläufige Symbolik in ihm auftauchen. Nicht also zufällige Einzelparallelen tauchen an verschiedenen Stellen der Erde auf, sondern ein erkennbares System einer alten, in erheblichen Teilen noch heute lebendigen Symbolik ist über den ganzen nördlichen Halbkreis unserer Erdkugel gespannt und reicht mit vielfachen Ausläufern auch in den südlichen Teil jenseits des Äquators, immer wieder verbunden mit erkennbaren Wanderzügen vom Norden gekommener Kultur. Das gilt für Europa in gleichem Maße wie für Asien und Amerika, setzt sich von der nordafrikanischen Küste nach Süden weiter fort, um dort langsam zu verschwinden.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des leider nicht immer exakten, oft aber zu Unrecht angegriffenen Herman Wirth, in einer Materialsammlung von bisher niemals erreichtem Ausmaße diese alte Symbolik zusammengetragen und in ihren Zusammenhängen dargestellt zu haben.

Wir können hier nicht einen Überblick über den Gesamtumfang dieser Symbolik geben schon, weil wir kein Lehrbuch der Paläo-Epigraphik (Altschriftkunde) geben wollen, müssen vielmehr uns darauf beschränken, die Bedeutung dieser Symbolik für die Weltanschauung der nordischen Rasse darzulegen. Als Einsteigstelle benutzen wir die im deutschen Raum überlieferte, auf die germanische Periode zurückgehende und in der

ſteinzeitlichen, urnordiſchen Symbolik wurzelnde Überlieferung der alten heiligen Zeichen.

In der angelſächſiſchen Runenreihe bedeutet das Zeichen ᚩᚪᚱ „Jahr“. Das entſpricht dem Zeichen der nordiſchen Runenſtabkalender ᚮᚩᚱ und der altnordiſchen Runenreihe, wo die Zeichen ᛋᛋ „Sonne“, die Zeichen ᛘᚨᛉ „Menſch“ und „Mann“ bedeuten.

Das deckt ſich durchaus mit unſerem heutigen Wiſſen von der Bedeutung der Runen. Dieſe ſind Bezeichnungen des kalendariſchen Sonnenlaufes, dann zum Teil Losorakel (worauf Tacitus hinweiſt) und ſchließlich Schrift geweſen.

Hinſichtlich ihrer Bedeutung als Schrift werden wir heute die mit Recht auch in dem fortgeſchrittenen Teil der Wiſſenſchaft vertretene Auffaſſung, die übrigens Faulmann in ſeiner „Geſchichte der Schrift“ (Wien 1880) bereits ausſprach, annehmen dürfen, daß die germaniſchen Runen weder aus dem griechiſchen noch dem lateiniſchen Alphabet abgeleitet ſind, ſondern vielmehr zurückführen gleich dieſen auf die jungſteinzeitliche Symbolſchrift, wie ſie uns in ihren Anſätzen in den Kieſeln von Mas d'Azil und einer großen Anzahl ſonſtiger jungſteinzeitlicher Zeichen erhalten iſt.

Als Kalenderſymbol aber ſind die Runen für uns noch heute der geeignete Anſatz, um von ihnen zum Verſtändnis der alten Symbolik vorzudringen. Die ſogenannte „lange Runenreihe“ enthält im ganzen 24 Runen. Dieſe werden in je acht Gruppen geteilt, die nach altnordiſcher und auf Island noch erhaltener Einteilung den drei Ättir des Jahres Frühjahr, Sommer und Winter (der Herbſt als Jahreszeit taucht erſt ſehr viel ſpäter auf; urſprünglich bedeutet das Wort Herbſt nur „Ernte“) entſprechen. Wie wir bei der Darſtellung des Jahres und ſeiner Feſte einſetzten bei der Zeit vor Weihnachten, d. h. vor der großen Wandlung aus dem Tode in neues Leben, bei der Winterſonnenwende, ſo wählen wir uns zur Unterſuchung der kalendariſch-weltanſchaulichen Bedeutung der Runen ebenfalls das letzte Aett, die Runen Nr. 16 bis 24 der langen Runenreihe. Wir finden dieſe Runen in folgender Reihenfolge und Benennung:

Es iſt die Zeit, wo die Sonne ſich in ihrem Lauf auf der Höhe des Himmels gen Süden wendet. Sie ſteigt herab. Außerdem werden die Kreiſe, die ſie über dem Horizont beſchreibt, vom Morgenaufgang über die Mittagshöhe bis zum Abend immer niedriger. Zwei Beobachtungen

tauchen hier alſo nebeneinander auf: Die Sonnenaufgangspunkte rücken immer weiter nach Süden. Außerdem werden die Sonnenbogen über dem Horizont niedriger. Sie waren am höchſten in der Sommerſonnenwende, ſie nehmen jetzt ab, bis dann kurz vor der Winterſonnenwende die Sonne ſich nur noch in einem ganz niedrigen Bogen über den Horizont erhebt. Da von den 24 Runen der langen Runenreihe je zwei auf einen Monat entfallen, ſo ſtehen wir mit der 16. Rune, bei der wir einſetzen wollen, am Anfang September (der Name September iſt wie alle dieſe lateiniſchen Namen nicht nur fremd, ſondern auch irreführend, er bezeichnet nicht den 7., ſondern 9. Monat, wie Oktober nicht den 8., ſondern 10., November nicht den 9., ſondern den 11., Dezember nicht den 10. ſondern 12. Monat bezeichnet: dieſe unglücklichen lateiniſchen Monatsnamen werden hier nur angewandt, da die deutſchen Monatsnamen allen Leſern noch nicht geläufig genug ſind, um ihnen ein raſches Umdenken auf die alte Ordnung zu ermöglichen).

Die 16. Rune ᛋ Sig finden wir in der eddiſchen Schwurformel gleich am Anfang mit den folgenden Runen zuſammen erwähnt. Es iſt die Schwurformel, bei der ſich der Schwörende, falls ſein Eid „mein und nicht rein iſt", der dunklen Todeshälfte des Jahres verſchreibt, ſich ſelber dem Tode ausliefert. Darum erhält dieſe Schwurformel (Atlakvidha 30) die geſamten Runen des letzten Aett:

„Bei der ſüdlich geſenkten Sonne
Und Sigtyrs Berg
Bei dem Roß des Ruhebettes
Und dem Ring Ulls."

Die ſüdlich geſenkte Sonne beſtimmt ganz allgemein dieſes abſteigende Drittel des Jahres. Sig iſt der Name der 16. Rune, Tyr ↑ der Name der 17. Rune, Berg der Name der 18. Rune, Eh oder Roß iſt der Name der 19. Rune, die Bedeutung des Ruhebettes und des Ring Ulls werden wir darzuſtellen haben.

Die Sigrune, die dieſes Aett einleitet und uns heute wieder als Abzeichen vertraut iſt, trägt in der ſogenannten „kurzen Runenreihe" des Themſemeſſers zugleich das Zeichen ☉ mit der Bedeutung Sig oder Sol = Sonne, worauf ſchon vor Wirth Faulmann (S. 46, a. a. O.) hinweiſt.

(Anm.: Als Soulu wird dieſe Rune auch in der Leidener Runenhandſchrift noch bezeugt. Wirth weiſt richtig auf ihr Vorkommen in ſeinem „Aufgang der Menſchheit" (S. 451 ff.) hin. Ferner gibt er eine große Anzahl Belege für ihr Vorkommen in der „Heiligen Urſchrift der Menſchheit" [S. 344], wo auf mehreren Stellen die Sigrune mit der hier zum erſtenmal auftauchenden winterſonnenwendlichen Schlange verbunden iſt, ſo auf

einem wunderſchönen Grabſtein in Ballitheron in Schottland, wo die Sigrune je an ihrem Ende das alte Zeichen der Lilie trägt und von der Schlange umwunden iſt.)

Es iſt die nach unten gewandte, „ſüdlich gewandte Sonne". Bei den Angelſachſen hieß dieſer Monat „Halegmonath, d. h. Heiligmonat", es iſt der Zeitpunkt des ſcheidenden Lichtes, wo der Herbſthimmel noch einmal in blau und gold über den Landſchaften Nordeuropas ſchimmert, Zeit der ſcheidenden Sonne, wo der Sommer dahinfährt. Die Todbereitſchaft liegt in dieſer Rune, nicht ohne Grund iſt ſie heute gerade in dieſer Bedeutung wieder aufgenommen worden.

Sig und Tyr ᛋᛏ gehören zuſammen. Die Tyrrune, die Speerrune iſt an dieſer Stelle des Jahres das Gegenſtück zu der aufſteigenden Manrune, darum geradezu als Zeichen des Todes verwandt. Die kurze und die lange Runenreihe (Rune 12, 13 und 14 der kurzen Runenreihe; 16, 17 und 18 der langen Runenreihe) bringen ſogar in völliger Übereinſtimmung die drei Runen Sig, Tyr und Berg. Wie nahe die beiden zuſammenhängen, Sig und Tyr ſagt noch heute die Edda (Sigrdrifumol 6):

„Siegrunen lerne, willſt Du den Sieg erlangen,
ritze ſie auf des Hiebers Heft,
in die Blutrinne und des Rückens Breite
und rufe zweimal zu ‚Tyr'!"

Wieder iſt es ein Kampf- und Todesſegen, mit dem dieſes herbſtliche Zeichen verbunden erſcheint. Die Tyrrune, der Schlafdorn, der Speer Wodans (außerdem der Stachel des Skorpions, der dieſen Monat regiert). Als ſolches Zeichen ſteht es auf einer ſchleswigſchen Münze des Königs Erik Menved, ſteht es auf Waffen und ſchneidenden Werkzeugen aller Art. Wirth („Aufgang der Menſchheit", S. 334) gibt eine Zuſammenſtellung ſeines Vorkommens. Das Zeichen hebt ſich aus den anderen beſonders heraus, ſteht es doch an einem der vier entſcheidenden Jahrespunkte, der Herbſttagundnachtgleiche, der Manrune als Gegenſtück gegenüber. Dieſes Speerſymbol gehört darum dem Totengott, dem Seelenbegleiter, dem Todbringer an. Auf es iſt angeſpielt, wenn es heißt:

„Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun Nächte lang, vom Speer verwundet,
Dem Odin geweiht,
Mir ſelber ich ſelbſt."

Hierbei iſt die Überlieferung noch ganz deutlich, daß es ſich nicht eigentlich um verſchiedene Perſonen handelt, ſondern immer um den gleichen ur-

alten Ewigkeitsgott, zu dem der Speer des Sterbens genau so gehört wie die Manrune des Auferstehens.

Mit der 18. Rune, der Bergrune, der Rune der zwei Berge ᛒ geht das Licht immer tiefer hinein in die Dunkelheit; es wird in den Berg entrückt. Als solches Zeichen der Bergentrückung belegt es Wirth mit Recht („Die heilige Urschrift der Menschheit", S. 295ff.). Im Berg, bei der Mutter, der alten Erdmutter vollzieht sich die Neugeburt des Lebens. „Noch nach altnordischem Glauben der Edda- und Sagazeit öffnen sich die Grabhügel in der ‚Mutternacht' des Jahres, im Jul, in der Licht- und Lebenswende." (Wirth a. a. O.) Das ist in Island lebendig gewesen bis zum Untergang des alten Glaubens. Im Berg Helgafell sammeln sich die Toten, die Sippe sitzt zusammen tief unter der Erde im Berg. Die Bergentrückung von Helden und großen Führern ist immer wieder in unserem Volk erzählt worden. So sitzt König Weking, der Herzog Wittekind, in der Babilonie beim Dorfe Lübbecke in Westfalen und harrt, bis seine Zukunft kommt. Die Sage berichtet: „Da war vor hundert Jahren ein Schäfer zu Hille im Dorf, der hütete seine Herde am Mehner Berg. Da sah er drei Lilien aus dem Hügel der Babilonie entsprießen und pflückte sie ab, am zweiten Tage wieder und am dritten Tage noch einmal. In der Mittagsstunde erschien eine schöne Jungfrau und zeigte ihm den Eingang in die Babilonie, der war mit einer eisernen Tür verschlossen. Sie sagte ihm, er solle die Tür mit den Lilien berühren. Da sprang die Tür auf, und der Schäfer trat in einen dunklen Gang, an dessen Ende ein Licht leuchtete. Die Jungfrau und der Schäfer traten hinein, da saß an einem Tisch ein alter Mann und ruhte. Es war König Weking. Als der Schäfer aber reichbeschenkt mit Gold den Berg verließ, da biß ihn der schwarze Hund des Königs [eine andere Version sagt: da schlug ihm die Tür] die Ferse ab." Im ganzen germanischen Raum sitzen nach der Volkssage die toten Herrscher „im Berge"; in Tönning bei Eiderstädt schläft Holger Danske mit 200000 Mann wie auch unter dem Felsen von Kronsborg bei Kopenhagen; viele dieser alten bergentrückten Helden sind auf Kaiser Karl — recht unverdient — übertragen worden, der im Donnersberg in der Rheinpfalz, im Odenberg in Hessen und im Untersberg in Bayern sitzt. Im Wolsberg (einem alten Wodesberg) bei Siegburg (da ist sogar noch die Sigrune im Namen erhalten) sitzt ein mächtiger Herrscher in der Felsenhöhle, Friedrich Barbarossa, ursprünglich Friedrich II. sitzt im Berge Kyffhäuser, Schwedens Herrscher sitzen in Bergen, die noch heute Walhall heißen. König Sveigdir wurde nach der Heimskringlar-Sage in einen Felsen entrückt, als er Odins Land suchte. Die Bergentrückung findet sich im slawischen Raume genau so als altnordisches Erbe; so schläft Ilja Muromez mit seinem Heer im Berg Wawylon über Jaroslawl; und noch ganz in neuester Zeit, im vorigen Jahrhundert hat die polnische Volkssage

die Geſchichte vom „ſchlafenden Heer“ geprägt, das unter der Lyſa Góra ſchläft und aufſtehen würde, wenn Polen wieder frei werde. England wimmelt geradezu, vor allem Schottland, von dieſen Sagen der bergentrückten alten Könige. Bis in die neueſte Dichtung iſt dieſes Motiv eingedrungen, ſo, wenn Börries von Münchhauſen in einer Ballade das Fegefeuer des hannoverſchen Adels im Süntel ſchildert. („Das Herz im Harniſch“, Neue Balladen und Lieder 1914.)

Niemand wird annehmen, daß unſere Altvorderen ſo primitiv waren, anzunehmen, die Helden ſeien wirklich irgendwo im Berge. Das war nur der dichteriſche Ausdruck für ihren Eingang in ihre „herbſtliche Zeit“, aus dem das Wiedererwachen, das Wiedererſtehen gewißlich folgen wird. Und das Volk wartete darauf.

Mit der 19. Rune bekommen wir eine Doppelbedeutung, wir finden ſie bezeugt als eh = Roß, oder lagu = Lache, Waſſer. Es ſind die Roſſe, der Sturm, der die Toten mitnimmt. Darum reiten die Toten durch die Nacht in dieſer herbſtlichen Zeit, darum reitet Wodan, der Ritter Hackelbernd durch die Lüfte mit dem toten Heer. Das Roß oder das Schiff auf dem Waſſer (auch die Sonne iſt ja entweder von Roſſen gezogen oder fährt auf dem Schiff, dem Boot, wie auf den altnordiſchen Felszeichnungen und etwa in der lettiſchen Volksüberlieferung noch deutlich zu erkennen) gehören beide als Sinndeutungen zu dieſer Rune. Es iſt der Atem Gottes, der über die Wogen kommt und im Herbſt das Licht zum Grabhauſe begleitet. Hierzu gehört vielfach auch das Bild des „Roßmenſchen“, des Zentaur der griechiſchen Sage; das achtfüßige Pferd Odins, das weiße Pferd als Totenbegleiter.

(Anm.: Mit Recht ſtellt Grimm „Deutſche Mythologie“, S. 376ff., die Roſſe zuſammen, die den verſchiedenen Göttern zugeeignet ſind; dabei erſcheint die Verbindung zu dem Sonnenwagen und den Runen noch ganz deutlich „Gullfaxi [das goldmähnige] gehörte dem Rieſen Hrungnir, Skinfaxi (das glanzmähnige) war das Roß des Tags, Hrimfaxi [das taumähnige] das der Nacht. Faxi iſt aber auch für ſich ſchon Name von Pferden, z. B. fornald. ſög. 2, 168, 508. Arvakr [der frühwache] und Alsvidhr [der allkluge] Roſſe des Sonnenwagens [Saem. 45, Sn. 12]; auf Arvakrs Ohr, auf Alsvinns Huf ſtanden Runen geſchrieben. Svadhilfari hieß das Pferd des bauenden Rieſen [Sn. 46].“ Die Haltung heiliger Roſſe iſt uns jedenfalls vielfach bezeugt; mit Recht wird auch der Begriff „Roſengarten“ als Totenland mit dem alten Roßgarten zuſammengeſetzt. Die aufgerichteten Pferdehäupter auf feſtlandgermaniſchen, ſkandinaviſchen, litauiſchen Bauernhäuſern gehören hier ebenſo hin, wie das ſprechende Haupt des Roſſes Falada im Kindermärchen, das über das Tor genagelt iſt und mit der

Königstochter ſpricht. Die Namen Roßhaupten und andere in Deutſchland gehören hier ebenſo her, wie der Hinweis des Thietmar von Merſeburg über den Gebrauch des Roßhauptes bei den Wenden, der Hinweis in der Vita beati Ottonis episcopi Bambergensis über die Pommern, welche Otto von Bamberg 1124 bekehrte, „ſie hatten ein Pferd von bewundernswerter Größe . . ., das von ſo großer Heiligkeit war, daß es keinen Reiter duldete; es hatte einen von den vier Prieſtern der Tempel als aufmerkſamſten Wächter.“ Das gleiche berichtet Saxo Grammaticus [S. 321] von den Rügener Wenden, bei denen ein weißes Pferd, dem kein Zaum und Gebiß angelegt werden durfte, als heiliges Pferd des Swantewit [des „heiligen Lichtes“] diente. Das gleiche berichtet nach der livländiſchen Chronik Grimm von den Liven, Peter von Dusberg [3, 5] von den alten Pruzzen; Strabo berichtet, daß die Veneter ein weißes Pferd opferten, ebenſo ſind uns Pferdeopfer von den ariſchen Indern berichtet. Immer handelt es ſich um Totenopfer, die durchaus dieſer Jahreszeit angehören. Die ſymbolgeſchichtlichen Belege dazu hat H. Wirth in ſeiner Ausſtellung „Der Heilbringer“ reichlich beigebracht, darunter einen niederſächſiſchen Rauchfang mit Roßköpfen und Jahresrädern aus der Sammlung für deutſche Volkskunde von „Cort-Brunigh 1677“; ein doppelköpfiges Roß der Winterſonnenwende mit dem Lindwurm und dem Jahres-Welten und -Lebensbaum, mit dem Menſchenpaar auf einem alten Mangelbrett, dann eine Geleitmünze aus dem Kopenhagener Muſeum mit dem Roßmenſchen in der Haltung der Manrune. Die Bedeutung des Roſſes und des Schiffes wiederum geht mit aller Klarheit aus der dauernden Verbindung der Roßſymbole, Waſſerſymbole und Schiffſymbole hervor.)

Die nächſte 20. Rune der langen Runenreihe mit dem Zeichen ᛗ entſprechend der 14. Rune ᛦ der kurzen Runenreihe trägt die Bedeutung Menſch, und zwar nach unten geſenkt, abſterbend, eingehend in das Grabhaus. Das große Kreuz von Gosforth in Schottland zeigt noch klar, wie der Lichtgott die Todeswunde mit ſeiner eigenen Rune ᛏ erhalten hat, „vom Speer verwundet, dem Odin geweiht, mir ſelber ich ſelbſt“; er blickt abwärts und nimmt die letzten Runen ſeiner „Leidens- und Jahreszeit“ ſtöhnend auf ᛝᛗ „Leben Gottes“ — „Tag“ — und löſt ſich vom Baum zur Allmutter Erde.

Das Bedeutungsvolle iſt hier der Speer in der Seite, nämlich in der Südweſtſtelle des Jahreskreiſes, des Rahmens (Gleichbedeutung von Rahmen, ze rame und dem griechiſchen *χρεμαννυμι* in der Bedeutung „kreuzigen“). Ganz ohne Zweifel handelt es ſich hier um den ſehr alten Mythos von dem ſterbenden Gottmenſchen, der durch ſeinen eigenen Speer, die ᛏ Rune, in der Seite verwundet wird (wobei lat. runa noch gleich Speer

iſt!). Man wird fragen dürfen, ob nicht überhaupt die Legende vom Speerſtich in die Seite des gekreuzigten Chriſtus nichts anderes als eine Übertragung des ſehr viel älteren Sonnenmythos iſt, wonach der dem Grabhaus zuſchreitende Lichtgott von ſeinem eigenen Speer getroffen wird. Die Verbindung zur folgenden 21. Rune ᚹ mit der merkwürdigen Bezeichnung „die leuchtende Lache" zeigt Wirth („Die heilige Urſchrift der Menſchheit", S. 456) noch mit völliger Klarheit: „In der Runenreihe der Grabkammer von Maeshowe wird dieſe Rune ᛦ geſchrieben, der umgekehrte, unterweltliche „Menſch", der Gottesſohn, der in die 15. Rune ᛚ logr „Waſſer" eingeht.

Die 22. Rune iſt dann deutlich das Grabhaus □ oder das Zeichen ing ᛜ „geboren von", „abſtammen von". Der Name erſcheint als Ableitungsform zur Bezeichnung der Abſtammung auch bei Geſchlechtern; unſere Ortsnamen auf ingen hängen damit zuſammen. Hier liegt die Geburt des Lichtes im Grabhaus, wie uns die vediſche Überlieferung der ariſchen Inder noch bezeugt. Wirth („Die heilige Urſchrift der Menſchheit", S. 487): „Nach vediſcher Vorſtellung enthalten Himmel und Erde das Univerſum", vgl. Satapathabr. III, I, 3, 26, XIV, 2, 2, 23, ſowie VII, 4, I, 14: „Der Mutterleib von dem, was exiſtiert und nicht exiſtiert, ſind dieſe Welten; von den Welten wird geboren, was beſteht und was nicht beſteht." Im Rigveda II, 27, vav. XX, 94, 8 die „zwei einander zugewandten Schalen" (samiciné dhisane), oder Rigv. III, 55, 20 „zwei einander zugewandten Becken" (camvà samici). Sehr richtig weiſt Grimm (a. a. O., S. 207) darauf hin: „das formâli der edda p. 15 nennt Odhinn Vater des Yngvi und ſtellt ihn als oberſten Ahn der Ynglingar auf; man ſieht ſich von neuem befugt Wuotan mit Mannus oder Tvisco gleichzuſetzen," d. h. das junge „ing", die Wiedergeburt ſtammt von dem in das Grabhaus eingegangenen herbſtlichen Jahreslaufgott ab. Der kluge alte Jakob Grimm hat hier ſogar noch geahnt, daß im Sterben und Wiedergeborenwerden des Lichtes nur eine Gleichung des alten Unſterblichkeitsglaubens für das Sterben und Wiedergeborenwerden des Menſchen vorliegt, und bemerkt (a. a. O., S. 207): „Hier mag ein verwegener Einfall ſich Luft machen. In unſerer Sprache wird das Abſtammungsverhältnis hauptſächlich durch zwei Ableitungsſilben ausgedrückt: ING und ISK, manning bedeutet den von man ſtammenden Sohn, mannisk, mannisko faſt dasſelbe. Ich ſage nicht, daß die gottgleichen Helden unſerer Voreltern aus der grammatiſchen Form genommen, noch weniger, daß die grammatiſche Form aus den Heldennamen entſprungen ſei. Ich laſſe den tiefen Zuſammenhang beider unerklärt und zeige ihn bloß an."

Auf der Domkirche zu Linköping ſtehen dieſe beiden Runen, die 21. und 22. noch nebeneinander ᚹ ᛜ. Hier iſt die Geburt des neuen Lichtes, wo es

aus dem Haus der Tiefe sich erhebt, während Himmel und Erde, obere und untere Schale sich nahe berühren. Darum liegt auch in dieser Zeit, über der das Geburtszeichen steht, die Kultzeit der Erdmutter (es sei daran erinnert, wie stark die Berchta-Feste in diese Periode fallen!).

Auf einer Steinkiste im Grabhügel von Willinghausen auf dem Jettenberg steht das alte ing-Zeichen als Wiedergeburtszeichen auf dem „Grabhause"; es findet sich immer wieder auf der Ornamentik von deutschen Bauernhäusern, so weist es Carius „Ornamentik am oberhessischen Bauernhause" (Frankfurt a. M. 1910) vielfach nach.

In der volkläufigen Symbolik der oberhessischen Bauernhäuser finden wir dann gleichfalls die nächstfolgende Rune, die 23. ᛟ hochheilige Odalsrune belegt (so aus Brandoberndorf, Carius a. a. O., Nr. 573, die gekreuzte Odalsrune aus Lützellinden, Carius Nr. 147 und in herrlicher Ausführung auf einem alten Welten- und Sonnenkreuz aus Dornholzhausen an der wintersonnenwendlichen Südstelle stehend, Carius Nr. 1810); herrliche Odalsrunen bringt Weigel „Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße", Alfred Metzner Verlag, Berlin, auf einem Hause in vierfacher Wiederholung.

Das Zeichen ᛟ ist uns in einer Pergamenthandschrift aus der Abtei Brunweiler bei Köln aus dem Jahre 988 bezeichnet und als odil bezeichnet. Das Wort Odal hängt zusammen mit dem heutigen Begriff „Adel" und „edel"; ist aber zugleich das alte Erdsymbol, die Verbindung zwischen der sommersonnenwendlichen und wintersonnenwendlichen Sonne im Jahr, erscheint sogar auf einer sibirischen Felszeichnung von Irbit als Achse des Himmelskreuzes und findet sich nicht selten verbunden mit dem Jahreszeichen. Wirth („Heilige Urschrift der Menschheit", S. 516ff.) gibt eine ungeheure Anzahl von Verbindungen und Funden des Odalzeichens an. Es ist das aus dem Grabhaus aufsteigende Licht, das als ing ᛜ wiedergeboren ist, es ist aus Gott und das Leben der Menschen, die Neugeburt, das Leben, das vom Lichte ist. Es findet sich auch mit der Bedeutung Nachkommenschaft; so steht es etwa verbunden mit der wintersonnenwendlichen Schlange auf der Geleitmünze von Lyngby; so steht auf dem Grabstein von Inverurie in Schottland die ing-Rune, die abwärts gewandte Sonne, die Schlange mit der Sig-Rune und die Sig-Rune mit dem Odalszeichen — das Leben ist verwoben in den Tod und der Tod in das Leben; auf dem Stein von Glenferneß steht der winterliche Wolf, die Sig-Rune und das Odalszeichen, das in jedem Kreis oben und unten wieder die acht Punkte des Jahreskreises trägt, das ing-Zeichen, das Kreuz mit den vier Sonnenwendepunkten — und darunter das sich umarmende und küssende Brautpaar. — Mit vollem Recht sagt hier Wirth: „Deutlicher als auf dem Stein von Glenferneß kann also der alte Wiedergeburtsglaube nicht sprechen, daß das junge

Leben aus dem Tode im ᛜ ing als ᛟ odil des Jahres ✱ Gottes wieder entsteht." Wie ritterlich das alte Nordland empfunden hat, zeigt ein Stein, der Überlieferung nach errichtet zum Andenken an die Vernichtung einer Abteilung Dänen nach deren Rückzug infolge der Schlacht von Barry. Die Toten reiten darauf zur Hel — aber die ing-Rune und die Sig-Rune mit dem Odalszeichen zeigen an, daß auch diesen Toten die Wiedergeburt gewünscht wird. Ein ewiges Höllenfeuer, in das die „Feinde des Glaubens" verdammt werden, hat jene Zeit noch nicht gekannt.

Es braucht hier lediglich darauf hingewiesen zu werden, daß sich das Odalszeichen auch in einer jüngeren Form an der gleichen Stelle des Jahres befindet, in der Form einer Schleife oder Schlange, in der es mit der alten Erdschlange gleichgesetzt ist.

Wir verstehen nun, warum die Kirche den Tag Adams und Evas mit der Schlange einen Tag vor Weihnachten einschob — es ist das Menschenpaar unter der Odalsrune mit der alten Erdschlange, die nicht das Böse bringt, sondern das Licht hütet, die selbst nur eine Symbolisierung der Lebens- und Odalsrune ist, die alle hier verurteilt und für sündig erklärt werden sollten, — die triumphierende Liebe des Nordens wie das Brautpaar auf dem Stein von Glenferneß, das zum „sündigen Menschenpaar" erklärt wurde . . .

Das alte Lebenszeichen des Odals findet sich darum auch immer wieder auf Hochzeitsgeräten, vor allem auf jenen herrlichen Brautstühlen, die nach bäuerlicher Überlieferung der jungen Braut zu schenken fromme Sitte war und in manchen Gegenden heute noch Sitte ist. Leider gibt Carius in seiner schönen Sammlung fast nur die Lehnen dieser Brautstühle aus Hessen, aber auch auf ihnen findet sich (Carius a. a. O., Brautstuhl aus Brandobern-dorf) die Odalsrune in Herzform oder auch (Figur 506) das alte Zeichen des Zwiefachen, des Aufsteigenden und Absteigenden, dann in einer herrlichen Figur (509) die zwei gekrönten Schwäne, die ihre Hälse zueinander in der Form des Herzzeichens und zugleich der alten Ilge, der Lilie, der Manrune halten — welch tiefsinnige Symbolik des auferstehenden Lebens! Ein besonders schönes Exemplar dieser Brautstühle erwähnt wieder Herman Wirth als Brautstuhl von 1777 aus Oslo in Norwegen. Auf der Lehne des Stuhls steht das Odalszeichen mit dem Jahresradkreuz in beiden Kreisen. Mit Recht sagt er: „Es ist der ganze Lichtsegen des Heilvermächtnisses der Ahnen, der über diesem Brautstuhl der Erbin des „Odalbauern" noch einmal ausgebreitet ist . . ." Da steht das Malkreuz auf dem gleichen Brautstuhl, der Sechsstern umgeben von vier zwölfscheichigen Wenderädern und die alte Hagalrune in drei Ausführungen . . .

Odal ist aber zugleich auch Heimatscholle, Sippenhof, familia bei den Römern, zadruga bei den alten Slawen — der nordische Erbhof, das Sonnenlehn oder Gotteslehn. Sehr richtig betont Hermann Gauch („Die

germanische Odal- oder Allod-Verfassung"), daß dieser Begriff des Odal ein durchaus religiöser Begriff gewesen ist. Der Besitz wurde angetreten durch Anzünden von Feuer, durch Lichtweihe. Er weist auf den Zusammenhang des Wortes Odal in den skandinavischen Sprachen hin: „Das Adelsgut heißt Athälsbot oder Otelbyth im Dänischen, Odal oder Odalsiaurd im Norwegischen, Oedel, Aedel, Edel im Angelsächsischen, Odil im Altsächsischen, Oudal im Althochdeutschen, Ethel im Friesischen, Haimodli im Gothischen, Odalbyr, auch Byrth oder Byrthaluter im Altschwedischen, sonst im Germanischen auch Edelhube. Der Odalsinhaber war der Adelbonde, (dänisch), Adalsmann (altnorwegisch), Adaling (althochdeutsch), Etheling (westgermanisch), Edilmann, Mehrzahl Edili: seine Ehefrau hieß Adelkone, Adelgunde; die Versammlung der Adelbonden oder Adelsbauern war das Adelthing. Adelbonde barn hieß der adelig geborene, vollberechtigte Sohn, wonach sich die Bezeichnung Baron als ‚der Geborene, das Kind' der Anerbschaft bildete."

Wir sehen zugleich daraus, daß der Begriff Adel eigentlich nichts zu tun hat mit irgendeiner Verleihung durch Könige oder Fürsten, sondern wesenhaft eins ist mit den altfreien Geschlechtern, die auf eigenem Odal sitzen, das im Schutz und Schirm der alten Überlieferung, des „heiligen Lichtes" steht — ein „christlicher Adel" ist demnach eigentlich bereits etwas Unhistorisches, ein Mißverkennen der tieferen Bedeutung, ein Widerspruch in sich ...

Der Odalshof als Sonnenlehn wird von Gauch (a. a. O., S. 31) noch ausdrücklich bezeugt: „Der altgermanische Gedanke des Sonnenlehens erhielt sich noch bei den wenigen Gütern, die sich im Mittelalter völlig frei und unabhängig erhalten hatten und Sonnenlehen, auch Gotteslehen hießen, deren Besitz durch eine symbolische Empfangnahme von Gott und von der Sonne angetreten wurde. Diese Güter waren gleichsam himmlische Lehen, nicht irdische, d. h. der Wirkung nach Allode, die zu keiner Dienstleistung verpflichteten." (Grimm: „Deutsche Rechtsaltertümer", I, 278.) Der römische Geschichtsschreiber Tacitus überliefert in seinen Jahrbüchern, daß der Germanenführer Bojokalus bei der von den Römern streitig gemachten Landnahme, zur Sonne aufschauend und die Gestirne anrufend, gefragt habe, ob sie den Boden umsonst bescheinen wollten. Also ist der Boden, nämlich Allod und Allmende, das von der Sonne zu Lehen empfangene Land, eine Anschauung, die ursprünglich den Namensteil All, All mit dem Begriff Sonne und Gottheit verbinden könnte. So unterstreicht Wirth: „So wird es erklärlich, warum die heilige Mutterscholle der Erde, welche Gottes ist, diesen Namen od-al trägt, als der Born des Lebens, welches vom Lichte, vom Odem Gottes ist, als Heimat."

Mit diesem Odalszeichen verbindet sich dann kultsymbolisch immer wieder der Lebensbaum, der „singrüne", immergrüne Baum, der symbolge-

ſchichtliche Vorläufer unſeres Weihnachtsbaumes, darüber hinaus das Kind im Strahlenkranze, das neugeborene Kind in der Winterſonnenwende, das dieſem Zeichen und dem folgenden, der 24. Rune, der Doppelaxt der Jahresſpaltung zugeordnet iſt. Dieſe Doppelaxt hat zugleich den Namen „dagr" = Tag — die Stelle, wo es wieder Tag wird, wo das Licht ſich aus dem Waſſer wieder erhebt, aus dem Grabhauſe wieder auferſteht. Die Edda hat dieſe Überlieferung noch bewahrt:

„Es ward einer geboren, beſſer als alle,
Die Erdkraft war's, die den Edlen ernährte;
Als Herrſcher, ſagt man, ſei der hehrſte er,
Der allen Geſchlechtern vereint durch Verwandtſchaft."

Auf ihn bezieht ſich auch die merkwürdige Sage der Edda vom „weißen Gott Heimdall", der von neun Schweſtern geboren iſt — eine uralte Bezeichnung für das alte Jahresſymbol der acht Punkte um einen Mittelpunkt, die verbunden die Hagalrune ergeben. ⁘, ✱

Emden, Oſtfriesl., Jahrkucheneiſen

Hier iſt die Julſtelle, die Wiedergeburtsnacht, das ſtärkſte Erlebnis der alten Frömmigkeit, das Licht iſt wieder geboren, iſt ein Kind, das zu ſchreiten beginnt, das mit dem Lebensbaum verbunden iſt, das aus den Waſſern aufſteigt mit der Sonne, dem rotbackigen Apfel, das uns von einem Jahrkucheneiſen aus Emden in Oſtfriesland noch erhalten iſt unter der Hagalrune und dem Kreuz mit ſtrahlendem Haupt neben dem Lebensbaum, der aus der dreifachen Wurzel, dem abwärts gewandten Menſchzeichen entſpringt, das in den Stabkalendern der norwegiſchen Bauern noch als kleines Kind mit ſtrahlendem Haupt neben dem Kreuz und den beiden Hörnern des Auferſtehens erſcheint.

Wir faſſen zuſammen: Mythologie und Symbolik decken ſich weitgehend und bezeugen uns beide, daß die Grundlage der verſchiedenen Religionen der Völker nordiſcher Raſſen nichts anderes geweſen iſt als eine fromme Verehrung von Gottes Weg durch das Jahr, als ein Sinnbild für des Menſchen Weg durch ſein Leben, eine alte ſchlichte Unſterblichkeitsgewißheit, entnommen der gottbeſeelten Ordnung der Natur; kurz das, was ſchon das 18. Jahrhundert als die „natürliche Religion" bezeichnet hat; dabei von einer unendlichen Reichhaltigkeit und Schönheit der Formen, einer tiefen Ehrfurcht vor dem Wunder der Welt und einer Ergriffenheit, wie es nur Menſchen haben können, die mit Erde und Himmel, Wind und Wetter, Leben und Sterben tief vertraut ſind und ſich nachdenkliche Gedanken darüber gemacht haben.

Es wird aufgefallen ſein, daß in der chriſtlichen Geſchichte von der Geburt Chriſti ſich mancherlei merkwürdige Anklänge an dieſen alten Mythos

erhalten haben, daß die ganze Geburtsgeschichte Christi den Eindruck macht, als sei lediglich die Gestalt Christi aus einem viel älteren Sonnenmythos übertragen worden. Das ist richtig. Der Kirchenvater Hieronymus selbst berichtet (Ep. LVIII ad Paulinum — Migne SL. 22, Sp. 581) über den Stall von Bethlehem: „lucus inumbrabat Thamuz, id est Adonis, et in specu, ubi quondam Christus parvulus vagiit, Veneris amasius plangebatur", d. h., daß in dem Stall, in dem der kleine Christus wimmerte, (vagiit) Thamuz, den die Griechen dem Adonis gleichsetzten, einst verehrt und betrauert wurde. Adonis ist ganz unzweifelhaft junger Sonnenheld, und von Thamuz, dem Sonnenkind der Gottesmutter Istar bei den Syrern und Babyloniern, die ja mehrfach durch nordische Einflüsse erfaßt worden sind, wissen wir, daß seine Geburt und Auferstehung zugleich jährlich in der Wintersonnenwende gefeiert wurde; und sogar unser Odalszeichen ist uns in den babylonischen Keilschriften noch mit der Bedeutung „Nachkomme, Kind" erhalten. Istar war schon bei den sumerischen Babyloniern die Himmelsjungfrau, die Gottesgebärerin, kurz, ihre Madonna. Das Sonnenkind, das sie jedes Jahr gebar, das starb und von ihr wiedergeboren wurde, Thamuz bei den Syrern, ist durchaus das wintersonnenwendliche Kind.

Wir haben ferner gesehen, daß unzweifelhaft sowohl der Gott am Kreuze mehrere Jahrtausende älter ist als Christus, auch wenn er uns nicht symbolschriftlich erhalten wäre, wie er uns in der Tat erhalten ist, so wieder auf einem Jahrkucheneisen von Emden, wo er als Kreuzgott steht und auf einer großen Anzahl gekreuzigter Götter aus Sardinien. Der „Gott im Rade" Deus in rota ist uns dazu von den Mystikern des Mittelalters vielfach belegt.

„Die Stimme seines Donners, der Gott im Rade,
Ist Johannes, der Evangelist,
Durch den Kreislauf des Weltalls
Kündigend das Licht vom Himmel . . ."

(Siehe auch das Titelbild.)

Noch viel früher als Herman Wirth hat zum Teil Faulmann („Geschichte der Schrift", Wien 1880) auf den Zusammenhang dieser alten Sonnenmythen hingedeutet: „Es ist oben darauf hingewiesen, daß das Kreuz die Sonnenbahn vorstellte. Als solche stellen sich die vier Jahreszeiten dar und der Sonnenmythus, der, im Norden entstanden, später die ganze Welt durchwanderte. Nur im hohen Norden, wo am 21. Dezember die Sonne unter dem Horizont versank, ohne am nächsten Morgen wieder zu erscheinen, konnte sich die Idee entwickeln, daß die Sonne gestorben sei. Wird sie jemals wieder auferstehen oder hat die finstere Nacht sie für immer verschlungen? Das war die Frage, welche die Menschen sich vorlegten. Endlich nach drei Tagen erschien die Sonne wieder am Himmel, und jubelnd wurde sie von geängstigten Menschen begrüßt. Doch nun drängte sich die Frage auf: War

das dieſelbe Sonne, welche geſtorben war, oder eine neue? Zwei Meinungen ſtanden ſich einander gegenüber: die eine ſagte, ſie iſt nicht geſtorben, ſondern niedergeſtiegen zur Hölle und am dritten Tage wieder auferſtanden von den Toten; die andere ſagte, nein, ſie iſt geſtorben, aber die Nacht hat eine neue Sonne geboren, welche den Tod ihres Vaters (an der Mutter, der bekannte Widerſpruch) rächen wird, man gab ihr den Namen Ali oder Wali. Die letztere Anſicht gewann die Oberhand, doch verdrängte ſie auch die erſtere nicht ganz, weil dieſe ſpäter bei den Frühlingsfeſten wieder erſcheint. Die neue Sonne war jung und ſchwach, ein Kind. Die Stürme des Winters drohten ſie umzubringen, wie die Schlangen den Herkules in der Wiege, aber vergebens, ſie erſtarkt nicht nur mit jedem Tage, ſie verſcheucht auch ihre Feinde. In der Zeusſage ſind es allerdings im Gegenteile die Stürme (Korybanten), welche das junge Kind ſchützen und mit ihren Schilden und Schwertern (Bogen und Pfeil trägt der jugendliche Gott) ein ſolches Getöſe machen, daß der grimme Vater Kronos, der als „Zeit" alle ſeine Kinder verſchlingt, das Geſchrei des Kleinen nicht hören ſolle. So wächſt das Kind das erſte Vierteljahr auf, bis es am 21. März den Sieg über die Nacht davonträgt, denn Tag und Nacht ſind gleich. Mit der Sonne war zugleich die Erde neugeboren, ſie war nackt und bloß, doch unter den wärmenden Strahlen der Sonne reifte auch ſie heran, der erſte Graswuchs bedeckte den Boden, und nun begann für die Sonne Baldur die ſchöne Liebeszeit mit Nanna, die Zeit der Knoſpen, welche die Rune ᚹ darſtellt. Anders wurde dies in Phönikien aufgefaßt, dort hatte der tauende Schnee die rote Erde mit fortgeriſſen, die Ströme färbten ſich wie Blut, und alles weinte um den ermordeten Attys; aber dieſer konnte nicht geſtorben ſein, denn herrlich blühte ja rings die Flur, da erklang die tröſtende Mythe aus dem Winter: nein, er iſt auferſtanden von den Toten. Eine dritte Mythe konnte den Gedanken nicht faſſen, daß die Sonne, die doch ein Kind der roten Erde war, ſich mit ſeiner Mutter verehelichen ſollte, ſie ließ das Kind tot und an die Stelle des Horus trat wieder Oſiris, der von den Toten auferſtanden war. Nur auf dieſe Weiſe läßt ſich das Trauerfeſt im Frühling erklären, wozu die Natur keine Veranlaſſung bot. Beachtenswert iſt, daß dieſes Frühlingsfeſt zu jener Zeit gefeiert wurde, wo der Vollmond der Sonne gegenüberſtand."

Es gibt in der Geburts- und Leidensgeſchichte bis zum Tode und Auferſtehung Chriſti nichts, was ſich nicht ohne jede Schwierigkeit als eine Übertragung der alten kosmiſchen Lichtreligion wiedererkennen ließe, von der Geburt im Stall durch die Jungfrau neben den Tieren über die Kreuzigung, den Speerſtich in die Seite, die Grablegung bis zur Auferſtehung. Wir werden mit Recht ſagen dürfen, daß hier lediglich einer jener vielen Fälle vorliegt, bei denen der alte Sonnenmythos einer neuen Göttergeſtalt verliehen worden iſt, wie er dem Thamuz, dem Mithras, dem Oſiris als

Überlieferung aus dem Nordland gegeben war und wie er dann, immer mehr seiner Ewigkeit und Allgemeingültigkeit entkleidet, zu einer rein persönlichen Wundergeschichte gestaltet worden ist, und das alte Wissen von der jährlichen Neugeburt des Lichtes und von der großen Neugeburt nach Ablauf eines Weltenjahres, wenn die Sonne in ein neues Tierkreiszeichen tritt, erst verwischt und verdunkelt, dann geradezu verfolgt und erdrückt war.

Es besteht kein Bedenken, die Existenz eines Predigers in jener Zeit anzunehmen, auf den seine Anhänger den alten Mythos des Thamuz aus der Grotte zu Bethlehem („Haus des Brotes", nämlich der im Berg verborgenen Frucht, des neuen Keims) übertragen haben. Bloß aus dieser Übertragung Kernpunkt und Schnittpunkt der Weltgeschichte zu machen, ist bei wirklicher Kenntnis der Zusammenhänge nicht mehr möglich. Wenn Martin Friemann in einer Broschüre „Naturmythos oder Christusglaube" (Evangelisch-lutherische Volksschriften, Hamburg 1934) diese Dinge als die „glatte Absage an die Offenbarung in Christo bezeichnet", so hat er recht und soll ihm diese Auffassung nicht bestritten werden. Die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum ist älter als die Christusgeschichte, ist ohne wunderbare Offenbarungen die von unseren Vorfahren Jahrtausende vor Christus erkannte und fromm verehrte Ordnung Gottes in der Welt. Der große deutsche Mystiker, der Schuster von Görlitz, der alte Jakob Böhme, hat dies noch wohl gewußt, als er im „Magnum Mysterium" sagte: „Laßt Euch nur nicht an der Mauerkirche genügen, denn sie ist nur ein Steinhaufen und tot, aber Gottes Tempel ist lebendig, gehet darein, es ist kein anderer Rat, weder im Himmel noch auf dieser Welt, es muß sein oder ihr bleibet in der Finsternis."

(Anm.: Wie stark überhaupt bis heutehin durch das Christentum hindurch die entstellten, absichtlich verwischten Grundlagen des alten Sonnen- und Himmelsmythos hindurchscheinen, zeigen folgende Tatsachen: Die vier Evangelisten Lucas, Marcus, Johannes und Matthäus besitzen folgende Symbole, mit denen sie abgebildet werden: Lucas den Stier, Marcus den Löwen, Johannes den Adler und Matthäus den Menschen — das sind die vier festen Tierkreiszeichen Stier, Löwe, Adler (Skorpion) und Wassermann. Das Lamm Christi hängt auf das deutlichste mit dem Tierkreiszeichen des Widders zusammen, in dem die Sonne zwei Weltenjahre vor dem unsrigen aufging. So finden wir auf altchristlichen Lampen Jesus als Lammsphinx abgebildet, ebenfalls eine Symbolisierung des Widderzeitalters. Die Benennung der Maria als „Meerstern", „goldenes Haus" und „Morgenstern" in der christlichen Kirchenlieddichtung entspricht durchaus dem Sternzeichen Jungfrau, dessen Beziehung zur Geburt Christi wir gesehen haben. Als „Himmelskönigin" haben wir nicht nur die Istar mit dem Kinde Tha-

muz, ſondern auch Juno mit dem Marskinde, Demeter mit dem Bacchuskinde, dazu Iſis mit dem Horuskinde auf dem großen Tierkreis von Dendera in Ägypten belegt. Am 8. September, an dem, wie wir ſahen, das Feſt Mariä Geburt gefeiert wird, war ſchon die Geburt der Iſtar (Dr. Alfred Jeremias: „Der Einfluß Babyloniens auf das Verſtändnis des Alten Teſtaments"), ausdrücklich bezeugt Roger Baco (bei Selden de Diis Syr. I, pag. 104): „Virgo, quae habet figuram et imaginem infra decem primos gradus ‚Virginis', et quae nata fuit, quando Sol est in Virgine." Kann man es noch deutlicher ſagen? Der Kult der Himmelskönigin, nämlich eigentlich der Jungfrau oder der Mutter Erde exiſtierte bei den Babyloniern, Griechen, Indern, Römern — er war gemeinſames Erbe aus einem bloß verſtofflichten alten Lichtglauben.)

Chriſtus als Lamm finden wir im übrigen gar nicht ſelten in Phönikien als Hermesgeſtalt mit dem Lamm wieder.

Zur Begründung der Tatſache, daß Chriſti Geburtstag am 25. Dezember ebenfalls unendlich viel älter iſt und eine Umbildung des urſprünglich reinen Sonnencharakters darſtellt, ſei hier noch angeführt Eduard B. Tylor („Primitive Kultur", Kapitel 16): „Die römiſche Feier des Winterſolſtitiums, die in Verbindung mit dem Kult des Sonnengottes Mithra am 25. Dezember (VIII Cal. Jan.) begangen wurde, iſt wohl in dieſer Geſtalt nach dem Zuge Aurelians in den Orient, 273 n. Chr. eingeführt worden und dank dieſer Feier nannte man den Tag DIES NATALIS SOLIS INVICTI. In einem vollſtändig ſymboliſchen Sinne, obgleich ohne jegliche hiſtoriſche Grundlage, hat die Kirche im Okzident dieſen Tag als Geburtstag Chriſti angenommen; wir ſehen das im IV. Jahrhundert überall im Okzident und darauf hat auch die orientaliſche Kirche angefangen, dieſen Tag als Dies Natalis zu feiern. Man verſuchte dieſes Datum hiſtoriſch zu begründen, aber ohne Erfolg, denn es exiſtiert keine chriſtliche Tradition, die das beſtätigen, ja nur wahrſcheinlich machen würde. Vielmehr kann man aus den Schriften der Kirchenväter nach Einführung dieſes Feſtes ohne jeden Zweifel ſchließen, daß deſſen Herkunft aſtral iſt." Zur ſelben Wintersonnenwende ſind folgende Götter geboren: Apollo, Agni (der indiſche Licht- und Feuergott), Oſiris, Adonis oder Thamuz, Mithras, Manu und Attis. Sie alle werden von einer Jungfrau geboren und ſie alle kommen in einer Grotte zur Welt — hinter ihnen allen nämlich ſteht die Beobachtung der Ordnung am Himmel und der Wiedergeburt des Lichtes. Die Parallelen ſind zum Teil ſehr nahe. In ſeiner auch heute noch bedeutſamen Darſtellung „Science et religion" ſchreibt der franzöſiſche Gelehrte Malvert: „Agni (das Feuer), der fleiſchgewordene Sohn des Savitri (des himmliſchen Vaters) wurde empfangen und geboren von der Jungfrau Maya und hatte den

Zimmermann Twaſti (den Verfertiger des Svaſtika) zum irdiſchen Vater." Auch wo man mit ſeinen Deutungen, welche die geſamte Symbolik Chriſti nur aus den Sternbildern und weniger aus dem Sonnenmythos erklären wollen, deſſen mythologiſche und kultſymboliſche Überlieferung im europäiſchen Norden ihm noch unbekannt war, nicht überall reſtlos mitgehen kann wird man dem genialen polniſchen Forſcher Andrzej Niemojewſki („Gott Jeſus im Lichte fremder und eigener Forſchungen", A. & R. Hubers Verlag, München) in ſeiner Klage über die Entſtellung des alten kosmiſchen Wiſſens durch die chriſtliche Theologie beipflichten können. „Mit der Zeit, als die Theologie der Kirche einer radikalen Änderung unterlag und als man alles Mögliche tat, um die religiöſen Aſtralbegriffe auszumerzen, wurden lebendige Begriffe zu rudimentären.

Der Himmel wurde nicht nur auf die Erde herabgeſtürzt, ſondern gar in einen Stall gewaltſam eingeſchloſſen. Die wunderſchöne Aſtralſprache war nicht nur tot, ſondern ganz und gar vergeſſen. Die Phantaſie, welche bis zu den Sternen reichte, fiel ohnmächtig zuſammen.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß eine Reihe der populärſten chriſtlichen Symbole erſt jetzt klar wird und erſt jetzt einen Sinn haben kann."

Man wird (gegen Niemojewſki) ruhig annehmen können, daß ein Jeſus exiſtierte, eine Gemeinde um ſich ſammelte, möglicherweiſe auch hingerichtet worden iſt, wenngleich uns außer einer auf Hörenſagen beruhenden Tacitus-Stelle aus anderen Kreiſen als denen ſeiner Anhänger nichts über ihn überliefert iſt, was irgendwie glaubwürdig erſcheinen kann. Die ganze Grundlage aber des chriſtlichen Offenbarungsglaubens von der Jungfraugeburt über die Kreuzigung, den Stich in die Seite, die Niederlegung ins Grab, das Auferſtehen am dritten Tage, die Gottesſohnſchaft und noch vielerlei anderes iſt ein übertragener, auf eine einzige Perſon zugeſchnittener Abglanz des rein kosmiſchen Jahresmythos, zahlreich verſetzt mit alten Sternlegenden und aſtronomiſchen, aſtrologiſchen und aſtralmyſtiſchen Gedanken, rein als geſchichtliches Ereignis und Wundermär geſtaltet, wobei der tiefere Sinn verloren ging, der einmal aus der reinen Abſtraktion des Nordlandes, der Völker nordiſcher Raſſe, aus der Beobachtung des ewigen Gottesgeſchehens am Himmel nach Süden gewandert iſt, hier auf ein Volk, die Juden, auf einen Mann, Jeſus, auf ein Land „das heilige Land" Paläſtina übertragen verengt wurde, bis die reine Gottesanſchauung des alten Nordlandes unter ihm verblaßte und dieſer ſpäte Ableger urnordiſcher Erkenntniſſe ſchließlich verbunden mit der tiefen religiöſen Unduldſamkeit der vorderaſiatiſchen Raſſe, wieder aufbrach, um das alte Wiſſen im Nordland zu bekämpfen und unter ſich zu begraben. Wie dies etwa bei den Griechen geſchah und wie bewußt die Kennt-

nis von Gottes Weg am Himmel erdrückt wurde, belegt Franz Cumont („Die Myſterien des Mithra“) Leipzig 1903, aus jener Zeit, als unter Konſtantin das Chriſtentum zur Zwangs- und Staatsreligion des damaligen Römiſchen Reiches erhoben wurde: „Unter Konſtantin wagte niemand mehr den Aufgang und den Untergang der Sonne zu betrachten, ſogar die Bauern und die Seeleute vermieden es, die Geſtirne zu beobachten und hielten zitternd ihre Augen auf den Boden geheftet.“ —

Der Reichtum nordischer Religiosität

In der gemeinsamen Wurzel der Verehrung Gottes in Zeit und Raum, im Stirb und Werde der Natur, im Sieg des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsternis liegt die Grundlage aller nordischen Religionen. Sie sind alle nicht nur miteinander verwandt, sondern alle Religionen „Ariens", d.h. der Griechen, arischen Perser, Sanskritinder, Germanen, Slawen, Kelten, Lateiner sowie wahrscheinlich sogar ein nicht unerheblicher Teil der Religionen der finnischen Völker, in weiterer Entfernung die übrigen symbolgeschichtlich und mythologisch verwandten Religionen sind nur Ausprägungen des gleichen alten Wissens. Weil sie alle im Hintergrunde dasselbe alte Wissen haben, weil alle ihre Götter zurückführten auf das gleiche Erkennen, sind diese Religionen gegeneinander duldsam gewesen. Bekehrungsversuche aneinander haben sie nicht gemacht; die Unanständigkeit, einem anderen Menschen oder Volk den „alleinrichtigen Glauben" aufdrängen zu wollen, hat ihnen ganz ferngelegen. Sie konnten die fremden Götter neben sich anerkennen, wohl wissend unter ihren Wissenden und ahnend in ihren Volksmassen, daß alle diese Götter nur äußere Formen des gleichen, von jedem immer wieder zu erkennenden Lichtglaubens sind.

Gerade so konnten sie das gemeinsame Erbe beliebig weit dichterisch gestalten, brauchten sich nicht an Dogmen zu binden, die „geglaubt werden müssen", weil es bei ihnen gar nichts Ungewisses gab, das man glauben mußte, wenn man selig werden wollte, sondern vielmehr die dichterische Freiheit der religiösen Gestaltung aus der immer wieder erkennbaren, jeden Tag und jedes Jahr am Himmel sich abzeichnenden Grundlage letztlich doch die Möglichkeit vielfacher Gestaltung entsprechend dem Volksgeiste entnahm und entnehmen konnte.

So haben wir gleich am Anfang unserer Untersuchung die germanische Göttersage als eine solche dichterische Verklärung des alten Wissens, unter der der Strom der symbolgeschichtlichen Überlieferung weiterging, erkannt. Das Germanentum hat hier aus dem alten Gotteserkennen in besonders schöner Weise dramatisch ein hohes Lied des Heldentums von Göttern und Menschen gestaltet, eine wahrhaft ergreifende Darstellung kriegerischer Kameradschaft von Gott und Mensch, ernster Todbereitschaft und Gefolgentreue geschaffen, wobei der alte Lichtglaube immer wieder auch

durch den düſterſten Ernſt der vorwinterſonnenwendlichen Zeit hindurchleuchtet.

Dieſer Erkenntnis und Deutung des germaniſchen Glaubens aus dem alten Lichtmythos, oder beſſer der dramatiſchen Götterſage als Überbau des alten Sonnenglaubens ſteht nahe die Form, die das Griechentum entwickelt hat. Bei ihm ſteht zwar auch im Hintergrund die Moira, das unabwendbare Schickſal, ſpinnen die Parzen wie die Nornen der Germanen, aber die Göttergeſtalten ſind gelöſter, heller, manchmal beinahe allzumenſchlich, bunter und doch für uns irgendwie unendlich verwandt. Nicht umſonſt iſt immer wieder die Griechenbegeiſterung in unſerem Volke durchgebrochen, nicht umſonſt hat Schiller in ſeinen „Göttern Griechenlands“ geklagt:

„Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland ...

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten ſind gefallen
Von des Nordes ſchauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, ſie widerhallen leer!“

Aber herrlicher noch als die homeriſchen Götter iſt, was das Griechentum in ſeinem großen philoſophiſchen Erwachen uns gegeben hat. Plato und ſeine Ideenlehre als Unſterblichkeitsgewißheit der Idee ſelbſt, als Wiſſen von der Erkenntnis der Welt iſt tiefſinniger Ausdruck nordiſchen Weſens überhaupt. Plotin im Neuplatonismus hat dann noch einmal das Licht griechiſcher Gotteserkenntnis, nordiſcher Gotteserkenntnis in beſtem Sinne, zu retten verſucht. „Seine Hauptſtücke ſind all-indogermaniſch, wenn auch manches Fremde eingefloſſen ſein mag. Aus dem Einen wird alles

geboren, dorthin kehrt es wieder zurück, der Gott waltet des Lebens und der Herzen, im Innersten aller Wesen wohnend. Dort drinnen in der Tiefe ist alles gewurzelt in Gottnatur, dort sind alle eins in ewiger Wirklichkeit. In strenger Formung wird jede Eigenart von dem Urgrund gebaut, und diese Eigenart ist göttlich, weil sie sein Wille ist." (Hauer, „Deutsche Gottschau", S. 27.)

In die Höhen der Philosophie führt daneben das altarische Indien, in dem das Wissen vom Leben als Licht noch ganz klar hervortritt, das noch durchaus um die alten Zusammenhänge weiß. „Die Nahrung, fürwahr, ist der Ursprung dieser ganzen Welt, und der Ursprung der Nahrung ist die Zeit, und der Zeit die Sonne. Dieser Zeit Sichtbarkeit ist dieses, was aus der Dauer der Augenblicke usw. erwachsend das zwölfteilige Jahr ausmacht. Von diesem Jahr ist die eine Hälfte dem Agni, die andere Hälfte dem Varuna geweiht." (Maitrâyana-Upanishad, 6, 14.) Wie kein anderes Volk hat gerade das altarische Indien die Frage der Seele behandelt, den Menschen in seiner Wiedergeburt auf den Weg der seelischen Erneuerung gewiesen und immer wieder gewiesen, bis es ihn zum Teil sogar aus dieser Welt hinausgewiesen und in das kommende Leben durch die vielen Tausende kommender Leben hineingewiesen hatte. Auch der Buddhismus ist durchaus ein echter Zweig am Baum der nordischen Überlieferung, des alten Lichtglaubens, kennt das große Rad der Welt und der Wiedergeburt, weiß um den Kampf von Licht und Finsternis im Menschenleben, weiß um das Wesen hinter den Dingen, ja zieht hier die letzte Konsequenz, die Welt selbst als nicht wesenhaft, als Nichtsein, als Täuschung zu erklären — gewaltige, wenn auch weltabgewandte Deutung des alten weltfrohen Ewigkeitswissens. Man kann den Buddhismus für eine Späterscheinung halten, sicher bereits für die weiteste Abweichung von dem alten Sonnenglauben, sittliche Größe in seinen Forderungen wird man ihm nicht absprechen können.

Neben den arischen Indern stehen die arischen Perser, die das seltene Glück hatten, in Spitama Zarathustra einen Wiedererwecker des alten Lichtglaubens zu besitzen. Sie machten aus dem Kampf von Licht und Finsternis den großen sittlichen Kampf des Reinrassigen und Gutrassigen gegen die Minderwertigkeit. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Ormuzd und Ahriman ist vielleicht das Gewaltigste, was überhaupt nordischer Geist ersonnen hat, eine Heiligung der bäuerlichen Erde und des bäuerlichen Werkes, wie wir sie in so schöner Form aus so früher Zeit bei kaum einem der nordischen Völker finden. Spitama Zarathustra spricht: „Dies will ich dich fragen, sage es mir recht, Ahura! (der Lichtgott). Wer ist der Wahrheit erster Vater und Erzeuger? Wer schuf der Sonne und den Sternen ihre Bahn? Wer läßt den Mond wachsen und schwinden? Wer hält die Erde und die Wolken darüber? Wer schuf das Wasser und die Bäume

auf der Flur? Wer iſt in den Winden und in den Stürmen, daß ſie ſo ſchnell gehen? Wer ſchuf die Gutes wirkenden Lichter und die Finſterniſſe? Welchen ſchufſt du die unvergängliche Kuh Ranjokereti (die Erde)? Wer bildete die Erde mit ihren hohen Gütern? Wer ſind die Daeva, die die gute Schöpfung bekämpfen? Wer tötete die feindlichen Dämonen? Wer iſt der Wahrhaftige, wer der Lügner? ...“

„Dich habe ich geſchaut als den Urgrund bei der Erzeugung des Lebens, weil du, Gabenreicher, die heiligen Gebräuche einſetzteſt und die Worte verkündigteſt. Ihn ſchaute ich eben jetzt mit meinem Auge, ihn, der das Wahre kennt, Ahuramazda, als die Quelle des guten Gedankens, der guten Tat und des guten Wortes. Dich dachte ich als den Urerſten, Mazda, als den Hohen in der Natur wie im Geiſte, als den Vater des guten Sinnes, da ich dich mit Augen ſchaute als der Wahrheit Weſenheit, als des Lebens Schöpfer, als den Lebendigen in deinen Handlungen. Der, welcher durch ſein eigenes Licht der Himmelslichter Menge uranfänglich erfand, der ſchafft durch ſeine Einſicht das Wahre. Dies läſſeſt du gedeihen, Ahuramazda, der du derſelbe bleibſt zu aller Zeit. Alle hellglänzenden Körper mit ihren Erſcheinungen, alles was ein leuchtendes Auge hat, die Sterne und die Sonne, die Verkünderin der Tage, wandeln zu eurem Lobe, Mazda! In dir ruhte die heilige Erde, in dir der hochverſtändige Bildner des Erdleibes, lebendiger Geiſt, Mazda! Du ſchufſt dieſe Welt, die Erde mit dem in ihrem Schoß ruhenden Feuer. Mit lieblichen Fluren ſchmückteſt du die Erde... Du ſchufſt zuerſt, o Mazda, unſere Felder und erſannſt die Sprüche durch deinen Geiſt und die Erkenntniſſe; dadurch erſchufſt du dieſe Welt des Daſeins, dadurch die heiligen Handlungen und Reden.“

„So will ich verkündigen, was mir der Heiligſte ſagte, das Wort, das für die Menſchen zu hören das Beſte iſt. Verkündigen will ich jetzt euch alles von dem Geiſterpaar, wie es die Weiſen erkannt haben. Verkündigen will ich euch von des Lebens beiden erſten Geiſtern, dem guten und dem böſen. Von Anbeginn gibt es ein Zwillingspaar, zwei Geiſter, jeder von eigener Tätigkeit. Und dieſe zwei Geiſter begegnen ſich und ſchaffen das Erſte und das Letzte. Von dieſen beiden Geiſtern wählt einen, entweder den lügneriſchen, das Schlimmſte vollbringenden oder den wahren heiligſten Geiſt. Dieſen beiden könnt ihr nicht dienen. Wer jenen wählt, erwählt das härteſte Los, wer dieſen wählt, der verehrt den Ahuramazda, gläubig und in Wahrheit durch ſeine Taten. Alles Gute wird denen zuteil, die mit Herz und Seele dem Ahuramazda ergeben ſind, alles das wird dem Beſten zuteil, der das weithin leuchtende Opfer vollzieht. Wer die Götzen und alle Menſchen verkehrt hält, die Verkehrtes denken, deſſen Freund, Bruder und Vater iſt Ahuramazda. Denen, welche der Bebauung der unvergänglichen Erde ſich widmen, wird die gute Einſicht verliehen.“

„Kein Nichtbebauer des Landes, der irgendwelchen Lügengott verehrt, soll Anteil an der frohen Kunde haben! Ihn will ich anbeten, ihn, der uns immer gnädig ist, bei Licht und Dunkel; er, der durch seine Mühe unsere Besitztümer schafft, möge das Gedeihen unseres Viehes und unserer Männer fördern."

Oder man nehme das herrliche „Altpersische Vaterunser", das sich wahrlich hinter anderen Gebeten nicht zu verstecken braucht in seiner bäuerlichen Frömmigkeit: „Deinem Reich und deiner Wahrheit bringe ich Lob dar, Ahura, Asha. Höre dies mit gutem Geiste, Mazda; neige dein Ohr, Ahura! Wenige seien der Verehrer des Lügners; alle diese mögen sich den Priestern des wahrhaftigen Feuers zuwenden! Die Guten sollen über uns herrschen, nicht die Bösen! Nicht zu betrügen ist Ahura, der Alles Wissende. Er straft die, deren Versprechen Lüge, nicht Wahrheit ist. Jegliche dunkle Tat, jegliche Unterdrückung mögest du an das hellste Licht bringen! So möge, Ahuramazda, dieser Welt Gerechtigkeit zuteil werden. Armaiti, die reich an Fluren ist, spende mir ein mächtiges Besitztum, durch dessen Hülfe wir die Lüge vernichten mögen! Wer meine Felder verwüstet, dem möge in gleicher Weise vergolten werden; von gutem Besitztum sei er fern, aber nicht vom bösen, mit jedem Übel überfüllten. Die Gabe des langen Lebens verleiht mir! Alle guten Dinge, die waren, sind und sein werden, verleihe uns durch deine Gnade! Gib mir, der du die Erde bildetest, das Wasser und die Bäume, die Unsterblichkeit und Vollkommenheit, heiligster Geist! Dein will ich denken, Herrlichster, beim letzten Ausgang des Lebens. Beide, Wohlstand und Unsterblichkeit, gehören zu deinem Glanze! Mit diesen Gebeten, Mazda, will ich euch lobend entgegengehen. In eurer Wohnung, Weiser, erschallen der Lobsänger Lieder! Euer Lobpreiser will ich genannt sein und es bleiben, solange ich kann und vermag, indem ich die Gesetze des Lebens fördere, damit das Leben der Welt von selbst fortgehe."

Ist das nicht eine herrliche Sprache, eine bäuerliche Lichtreligion ritterlichster Prägung, ein Lichtkämpfertum, vor dem sich alle Patriarchengeschichten des Alten Testamentes verbergen könnten? Wir kennen bloß in unseren Volksmassen viel zu wenig, was gerade auf religiösem Gebiet das alte Iran, das Lichtreich der Großkönige, geschaffen hat, sehen die Gestalten Irans zu sehr aus dem doch mehr episodenhaften Kampf mit den Griechen, statt die geistliche Welt Irans zu erkennen. „Iran ist unsere große Bildungslücke" (Hüsing).

(Anm.: Ein Vorschlag, der nicht ausgeführt werden wird: wenn wir schon den Geist des alten Orient auf unseren Schulen den Kindern vermitteln wollen, wollen wir nicht lieber den alten arischen Orient, Iran statt Palästina und Zarathustra statt Moses ihnen geben? Nur zwanzig

Jahre ſtatt der Erzväter Einführung in die Grundlagen der alten ariſchen Religionen — und was hätten wir für ein ſittlich hochſtehendes, ſelbſtbewußtes, ſtolzes und ſchönes Volk!)

Wir könnten hier noch die ernſte Religion des frühen Römertums, durch die überall der Sonnenmythos deutlich hindurchleuchtet, anführen, wir könnten aus dem geheimnisvollen Dämmer der nordiſchen Überlieferung bei den Kelten, vom Seelenlande Avalun und von dem tiefen Dämmer über dem „Land der weißen Frauen" von Altirland ſprechen, wir wollen aber lediglich nur noch zwei wenig bekannte Religionen auf nordiſcher Grundlage heranziehen, die, früh zerbrochen und geknickt, nicht nur den alten Lichtglauben noch durchſcheinen laſſen, ſondern die, gleich dem germaniſchen Glauben, vor der letzten Vollendung zertrümmert und in die Dunkelheit geſtoßen, uns zeigen, wie ſchön auch dieſe Blüten hätten werden können, wenn nicht im Namen der „alleinrichtigen Religion" ſie ſchon als Knoſpen geknickt worden wären. Wir wählen deshalb, wie wir uns ſchon häufiger darauf bezogen, aus den oſtariſchen Religionen die ſlawiſche und die lettiſche — wir könnten ebenſogut andere nehmen, die Religion der Litauer etwa, der Pruzzen.

Die Mythologie der Slawen deutet auf die gleiche Wurzel, wie die der Germanen. Prokopius ſchreibt von ihnen: „Sie glauben an einen Gott, den Bewirker des Blitzes, den alleinigen Herrn über alle Dinge; ihm bringen ſie Rinder und alle Opfertiere dar." Das gleiche berichtet der deutſche Mönch Helmold von den Wenden, alſo offenbar ganz anderen Slawen, als ſie der Byzantiner Prokopius fünfhundert Jahre früher auf dem Balkan kennengelernt hatte: „Unter den verſchiedenartigen Göttergeſtalten, welchen ſie Fluren, Wälder, Leiden und Freuden zuteilen, fehlt ihnen doch nicht der Glaube an den einen Gott, der im Himmel den anderen gebietet; er waltet, als ein überaus mächtiger, nur der himmliſchen Dinge, jene aber erfüllen die ihnen zugeteilten Pflichten, ſtammen von ſeinem Blute ab und ein jeder iſt um ſo vorzüglicher, je näher er jenem Gotte der Götter ſteht." Der ruſſiſche Forſcher Faminzyn („Die Gottheiten der alten Slawen", St. Petersburg, 1884), verſucht nachzuweiſen, daß dieſer oberſte Himmelsgott den Namen Dji geführt habe. Danach würde er durchaus dem Deus der Lateiner, Zeus der Griechen, Tiu der Germanen entſprechen und auf die alte Wurzel div — „ſtrahlen, leuchten" zurückführen. Im Gegenſatz zu L. von Schroeder (Ariſche Religion", Leipzig, 1914) möchte ich dieſe Auffaſſung von Faminzyn nicht ablehnen; es beſteht kein Grund, warum dieſer alte Name, den allerdings auch Faminzyn nur bei den Südſlawen und an zwei zweifelhaften Stellen bei ruſſiſchen Kirchenvätern belegen kann, ſich nicht auch bei dem einen oder anderen ſlawiſchen Stamme tatſächlich erhal-

ten haben ſollte. Daneben taucht viel häufiger der Name Swarog oder Swaroſh auf, unzweifelhaft zuſammenhängend mit dem altindiſchen Begriff Svar und Svarga „Himmelslicht, Himmel“. Ob dieſer Name direkt die Bezeichnung eines Gottes geweſen iſt, ob er nicht einfach das höchſte Himmelslicht bezeichnet, iſt fraglich; unzweifelhaft richtig aber iſt, daß die Sonne oder der Sonnengott immer wieder als Sohn des Swarog bezeichnet wird. Und damit kommen wir auf etwas ſehr Bemerkenswertes. Dieſelbe Sonne heißt zugleich auch Božić, „Sohn Gottes“. Was Herman Wirth für die germaniſche Mythologie immer erweiſen wollte und was ſich aus ihr kaum erweiſen läßt, liegt hier in der offenbar weniger verwickelten ſlawiſchen Mythologie ganz klar am Tag. Die Sonne wird hier direkt als das Kind, der Sohn des Himmels angeſehen, iſt im Sinne von Herman Wirth „Gottes Sohn“. Und damit hängt nun allerlei höchſt Intereſſantes zuſammen. Der Božic iſt zwar auf das heutige Weihnachten übertragen, aber hat noch vollkommen altertümliche Züge. Die Ipatejewſche Chronik ſpricht noch vom „König — Sonne“, der ein Sohn des Swarog ſei und auch Daſchbog, d.h. Gebegott oder Spendegott, genannt wird.

Die allgemeine Bezeichnung für den Begriff „Gott“ iſt das Wort „Bog“ geweſen und auch geblieben. L. von Schroeder weiſt richtig darauf hin, daß dieſes Wort nach Oſten mit den anderen indogermaniſchen Völkern der Satemgruppe zuſammenhängt, mit dem altperſiſchen Baga, dem Gott der Phryger Zeus Bagaios, dem Zeus Pappoos bei den Bithyniern. Das iſt offenbar früh der allgemeine Ausdruck für den Begriff Gott überhaupt geweſen, alſo gewiſſermaßen der Oberbegriff über alle göttlichen Kräfte. Während der Božic nach der Sage über die ganze Welt ſtrahlt, die Türen und Türpfoſten vergoldet und ſo ein rechter Leben bringender Gott iſt, treffen wir das Wort Bog zuerſt bei einem ſehr intereſſanten Vertrage, den die Ruſſen im Jahre 945 mit den Byzantinern ſchließen. Hier heißt es in der „Chronik Neſtors“, der erſten großen ruſſiſchen Geſchichtsquelle, für dieſes Abkommen des aus eigentlichen Ruſſen und ſlawiſierten Wikingern beſtehenden Heeres: „Und wer daran denkt von ruſſiſcher Seite dieſe Liebe (d.h. dies Bündnis) zu zerſtören, wie viele ihrer die Taufe empfangen haben, die ſollen der Rache verfallen von Gott dem Allwaltenden (Bogu Wsederžitelj), — und wie viele ihrer nicht getauft ſind, die ſollen keine Hilfe erlangen von Bog, noch von Perun uſw.“ Hier wird alſo ganz deutlich dem allwaltenden Gott bei den Chriſten der Bog und Perun bei den heidniſchen Ruſſen gegenübergeſtellt. Ganz offenbar iſt hier mit Bog die Geſamtheit aller göttlichen Kräfte gemeint.

Perun iſt der Donnergott, entſpricht genau dem lettiſchen Pehrko, dem litauiſchen Perkunas und dem germaniſchen Thor. Der Name kommt vom Stamm per — „ſchlagen, ſtoßen“, hängt zuſammen mit dem lateiniſchen

ferire; Perun ist der slawische Schwurgott wie der genau gleich bedeutende Jupiter Feretrius, der auch mit seinem Blitz den Schwurbrüchigen niederschmettert, bei den Römern; Perun führt auch, genau wie Thor bei den Germanen, den Hammer, so daß man manchmal fragen möchte, ob er nicht überhaupt ein von den Warägern, von Rurik und seinen Leuten zu den Russen gebrachter germanischer Thor ist. Sein echt slawischer Name widerspricht aber dieser Auffassung. Er ist nicht Thor, sondern sein Bruder gewissermaßen, der alte, mit der Axt, dem Hammer das Jahr spaltende Gott der urnordischen Kultur in seiner slawischen Ausprägung. Bei den Westslawen ist er allerdings schwach belegt, während er bei den Russen immer wieder erscheint.

Dagegen taucht bei den Westslawen eine merkwürdig andere Ausprägung auf, der sogenannte Radegast, dessen Heiligtum im südlichen Mecklenburg-Strelitz bei Rhetra eines der Hauptkultzentren der Wenden war. Es mag sein, daß in den Untergangskämpfen der dortigen Wenden dieser Gott die Form und das Bild eines Kriegsgottes angenommen hat. Seinem ursprünglichen Namen nach ist er dies nicht, sondern „der frohe Kommende", eigentlich ein Frühlingsgott, wie er ja auch in der dreihörnigen Stadt (Urbs tricornis) verehrt worden ist. Alles Gehörnte war ihm heilig, wie die aufstrebenden Hörner, die Manrune ja das alte Frühlingsgottzeichen überhaupt im nördlichen Kulturkreise ist. Wahrscheinlich nur eine Abart von ihm ist der dreiköpfige Gott Triglaw, also die als Gestalt gezeichnete Manrune, wenn nicht er einfach Winter, Frühling und Sommer, die drei ursprünglichen Jahreszeiten, wie auch Tacitus von den Germanen berichtet (den Begriff des Herbstes als Jahreszeit gab es ja noch nicht, das deutsche Wort Herbst bedeutete ursprünglich lediglich Ernte) die sogenannten drei Aettir der norwegischen Runenkalender verkörpert, also ein reiner Jahresgott ist.

Fassen wir das alles zusammen, so zeigt sich, daß die slawische Mythologie doch eine ganze Anzahl sehr naher Berührungen mit der älteren nordischen Form des Jahrgottglaubens behalten hat. Dahinein gehört auch die durchaus lebendige Überlieferung von der „Mutter feuchte Erde" bei den Russen, die als Marzane (die Dörfer Marzahn und Marzahm erinnern heute noch daran) die Toten heimholt, und als „goldene Frau", als „zlata baba" in der Wintersonnenwende das neue Licht, den Sohn des swarog gebiert.

Über diese Entwicklung hinaus scheint bei den Westslawen doch das Problem, woher dann das Böse in der Welt gekommen sei, und wie es sich mit Gottes Ordnung vertrage, das Urproblem aller Religionen überhaupt, warum das Böse sein dürfe, wenn doch Gott gut sei, erschienen zu sein. Sie haben sich damit beholfen, daß sie dem „weißen Gott" Bialy Bog

den „ſchwarzen Gott“ Czarny Bog entgegenſetzten. Das entſpricht wieder durchaus der Gegenüberſtellung des Lichtgottes Ormuzd gegen den Gott der Finſternis Ahriman bei den ariſchen Perſern. Das heute vergriffene Buch von Johann Erhard Fiſcher „Die Einführung des Chriſtentums im jetzigen Königreich Bayern“ will ſogar noch wiſſen, daß ſie für den Kampf dieſer beiden ethiſchen Gewalten eine ähnliche Löſung gefunden hatten, wie die Perſer auch: „Vom Czernebug glaubte man, daß er nur Böſes wirken könne, aber gegen ſeinen Willen dennoch dazu helfen müſſe, daß das Gute zuletzt doch den Sieg davontrage.“

Vergleicht man dieſe ſlawiſche Mythologie, wie ſie hier nur in Anſätzen gezeigt werden konnte, mit der germaniſchen, ſo fällt zuerſt ihre größere Urtümlichkeit auf. Ein Walhall oder Olymp iſt hier noch nicht entwickelt, die Göttergeſtalten ſind fließender und ſtehen dem alten Jahreslauf vielfach näher. Eine dichteriſche Belebung und Dramatiſierung gar fehlt überhaupt. Dramatik liegt offenbar der Veranlagung der ſlawiſchen Völker überhaupt nicht recht. Bekanntlich ſind ja auch alle großen Dramatiker der europäiſchen Kultur von Shakeſpeare bis auf unſere Tage Germanen geweſen. Bedeutſam iſt dagegen der ſtarke Zug der ſlawiſchen Religioſität dieſer Frühzeit, ſoweit ſie erkennbar iſt, zu ethiſchen Fragen. Eine Gegenüberſtellung des ſchwarzen und des weißen Gottes, eine Frage nach dem Sinn des Böſen in der Welt hat weder das Griechentum noch das Germanentum ſo ſcharf aufgeworfen. Beide haben ſich fromm dem Schickſal anvertraut, ohne dabei in orientaliſche Ergebenheit zu verſinken, haben die Welt als Kampfſtätte geſehen und dem dunklen Ruf des Schickſals ohne Furcht gehorcht aus der Überzeugung, daß nach dieſer Welt und ihrer Götterdämmerung wieder eine neue Welt und in Ewigkeit neue Welten entſtehen würden. Die ſlawiſche Mythologie geht hier den andern Weg, der ſie, wenn ſie hätte ausreifen können, wahrſcheinlich an die Seite der Religion der alten Perſer mit ihrem Kampf zwiſchen dem guten und böſen Prinzip, zwiſchen Licht und Finſternis geführt hätte.

Innerhalb der Völker indogermaniſcher Sprache und nordiſcher Raſſegrundlage ſind die beiden noch erhaltenen Völker der ſogenannten baltiſchen Sprachgruppe Litauer und Letten, ſeit jeher dafür bekannt, daß ſich bei ihnen große Teile der früheſten Überlieferungen der nordiſchen Raſſe in Sitte und Brauchtum gehalten haben.

Unter dieſen Völkern hat gerade L. von Schroeder vielfach auf die Letten verwieſen, denen ihr hiſtoriſches Geſchick die Ausbildung einer Oberſchicht eigener Sprache unmöglich machte, die ſo im Bauerntum feſtgehalten wurden und für die ſich Chriſtianiſierung und Fremdherrſchaft doch ſo weitgehend mit einander verbanden, daß die alten Sitten und Gebräuche in ihrem Volke ſich mit einer beſonderen Liebe erhalten und gepflegt ſahen,

ſo daß gerade ſie uns einen erheblichen Anteil älteſter religiöſer Vorſtellungen der nordiſchen Raſſe weitergegeben haben.

Ihre nordiſche Raſſengrundlage unterſtreicht Hans F. K. Günther („Raſſenkunde Europas", S. 129), ausdrücklich: „Nordiſch mit oſtbaltiſcher Beimiſchung ſind auch die Letten; ihre Sprache iſt ebenfalls indogermaniſch."

Vor allem eine Unterſuchung von Mannhardt über die lettiſchen Volksgebräuche „Lettiſche Sonnenmythen", (Zeitſchrift für Ethnologie, 1875), eine Unterſuchung des Paſtors Auning über den lettiſchen alten Sonnengott Uhſing („Wer iſt Uhſing?", Ein Beitrag zur lettiſchen Mythologie, im Magazin der lettiſch-literariſchen Geſellſchaft, Bd. XVI, zweites Stück, S. 5—42) hat ſchon früher eine Menge Material auf dieſem Gebiet gefördert. Dagegen hat Grimm in ſeiner immer noch höchſt wertvollen „Deutſchen Mythologie" dieſe Parallelen nicht herangezogen.

Was aber dieſe lettiſche Überlieferung ſo wertvoll macht, iſt die Tatſache, daß hier in noch heute vielfach lebendigen Volksliedern der vorchriſtliche Glaube durchaus weiterlebt. Die Sonne iſt in der lettiſchen Überlieferung weiblich (Saule), ſie heißt durchaus parallel daneben aber auch Gottes Tochter, des alten unperſönlichen Himmelsgottes für den ein beſonderer Ausdruck, der etwa dem lateiniſchen Deus, griechiſchen Zeus, germaniſchen Tiwaz entſprechen würde, im Lettiſchen als Deews erhalten iſt. Die Sonne fährt in der lettiſchen Überlieferung mit Roſſen wie Phöbus Apollo, die als „nimmermüde Roſſe", entſprechend dem homeriſchen Ausdruck ἀκάμας gleichen Sinnes.

„Sonne mit zwei goldnen Roſſen
Fährt den Kieſelberg hinan,
Nimmer müde, nimmer ſchwitzend,
Ruhen nicht ſie auf dem Weg."

Die Sonne badet dann im Meer, d. h. ſie geht im Weſten unter und nur noch die goldenen Zügel ſind zu ſehen.

„Die Sonne badete
Ihre Rößlein im Meere,
Selbſt ſitzt ſie auf dem Berge,
In der Hand die goldenen Zügel."

Sie fährt aber auch im Boot, entſprechend den nordiſchen Felszeichnungen, bei denen auf den Langbooten das Sonnenrad aufgerichtet iſt. Boot und Wagen ſind hier noch nahe beieinander:

„Wer ſagt, daß die Sonne zu Fuß laufe,
Redet unwahr:
Über die Heide (oder Nadelwald) im Wagen,
Über das Meer im Boot!"

Deutlich tritt im Volksbrauch noch das alte Frühlingsfeſt hervor an der Tag- und Nachtgleiche ſowie das Sommerſonnenwendefeſt. An dem Frühlingsfeſt werden noch vielfach Lieder geſungen, die mit dem immer wiederholten Wort „roto“ enden. Das Wort bedeutet rolle!, drehe, hängt mit dem deutſchen Rad, lateiniſch rota, litauiſch ratas zuſammen; am gleichen Tage werden in der Jugend Scheiben oder Räder getrieben — der Menſch hilft ſomit, das Rad, ein Erſatzſtück des großen feurigen Rades am Himmel, weiterzudrehen. Dieſer Tag, der 21. April, heißt auch der Uhſingtag, an dem die Pferde zum erſtenmal auf die Nachtweide gebracht werden, an dem Feuer angezündet ſind. Es iſt das deutlich erhaltene eine Feſt der großen gemeinnordiſchen Sonnenfeſte, das das erſte Viertel des Jahres abſchließen ſoll. Die Geſtalt des Uhſing iſt dabei einer der wenigen bis heute hin lebendig gebliebenen vorchriſtlichen Götter des alten Lichtglaubens.

Das Frühjahrsfeuer wird geradezu noch als Hilfe für Uhſing angeſehen, wie vielleicht noch in der Jungſteinzeit:

„Laßt uns Holz aufs Fuder laden,
Laßt es uns dem Uhſing zuführen;
Auf daß er großes Feuer zünde,
Auf daß er die Welt erwärme.“

Die Beziehung auf die Sonnenpferde, damit auch auf die Morgenſonne, ja wahrſcheinlich in einem merkwürdigen Verſe ſogar die uralte Überlieferung, daß die Sonne aus dem Stein, vielleicht dem Steinkalender der Steinſetzung hervortritt, erſcheint noch ganz deutlich:

„Uhſing ritt über den Hügel
Mit einem Rößlein von Stein.
Er brachte den Bäumen Blätter,
Der Erde einen grünen Mantel.“

Daß er zugleich in der Morgenſonne erſcheint, daß er ſich an den Tiſch der Bauernfamilie als Ehrengaſt ſetzt, daß er Tier und Menſch die Nahrung gibt, hat die Überlieferung noch deutlich erhalten:

„Uhſing richtete ſich hoch auf
Hinter meinem Pferdeſtall.
‚Geh, Uhſing, in den Pferdeſtall,
Füttere die Rößlein, daß ſie gut werden!‘
Uhſing richtete ſich hoch auf
Hinter meinem Pferdeſtall.
‚Komm, Uhſing, ins Haus,
Um dich oben an den Tiſch zu ſetzen!‘“

Der Uhſing iſt tatſächlich nichts anderes als das Licht, die aufſteigende Morgenröte, Auning (a.a.O.) betont dann auch, daß für ihn die Namensform Uhs gebräuchlich geweſen ſei und noch heute verwandt werde. Das

iſt nichts anderes, als die ſanskritindiſche Bezeichnung vas, die griechiſche Bezeichnung φως, φωτός — es iſt das „Licht der Welt", wie Bielenſtein auch ganz richtig ſagt, mit dem Sichhochaufrichten des Uhſing werde „das Höher- und Höher-Aufſteigen der Frühlingsſonne am Firmament bezeichnet. Von dieſer hochaufſteigenden Frühlingsſonne wird nun gebeten, daß ſie auch in den Stall und in das Haus ihren Segen ſpende, auch auf den Eßtiſch, an dem der Uhſing den Ehrenplatz annehmen ſoll."

Das zweite noch deutlich erkennbare Feſt, die Sommerſonnenwende, wird mit einer großen Anzahl von Volksliedern gefeiert, an deren Schluß immer wieder das Wort „ligho" ſteht, das „ſchaukle" bedeutet. Es iſt der Tag im Jahr, wo das Licht auf der höchſten Höhe des Jahres und kurz vor ſeinem Abſtieg gewiſſermaßen „ſchaukelt", wo die „Sonne tanzt", eine Überlieferung, die wir auch aus dem deutſchen Raum haben, wo das Tanzen um die Sonnwendzeit vielfach überliefert iſt. L. von Schröder bemerkt: „Hierher gehört aber auch z. B. der eigentümlich rituelle Milchtanz, welcher zu Klein-Geſchwenda bei Leutenberg in Thüringen, im ſchwarzburg-rudolſtädtiſchen Lande, am Johannistag ſtattfindet. Nach dem Nachmittagsgottesdienſt ziehen die Leute unter Muſik auf den ſogenannten Herrenhof und verſammeln ſich dort in der großen Stube. Große Schüſſeln mit Semmelmilch ſtehen auf dem Fußboden. Die Kinder lagern ſich um dieſelben herum und verzehren die Milch mit ihren mitgebrachten Löffeln. Dann ſprechen ſie ein Dankgebet, und nun beginnt der Tanz der Erwachſenen. „Jeder Ehemann muß mit ſeinem Weibe drei Reihen tanzen, wobei der Schultheiß mit ſeiner Frau den Tanz eröffnet und der Hutmann oder Hirte den Schluß macht. Hat jeder Verheiratete ſeine drei Reihen getanzt, ſo erhalten die ledigen Perſonen die Erlaubnis, den Tanz fortzuſetzen, ſolange es ihnen beliebt." Die Rolle, welche die Milch bei dieſem Tanze ſpielt, der Hirte als Abſchluß des rituellen Tanzes — erinnert an das Lied von den Kühen und ihrer Milch und Butter beim indiſchen Sonnwendtag, an den Zuſammenhang von Sonnenkult und Viehzucht bei den Ariern, deſſen wir ſchon öfters gedachten." Wie zahlreich dieſe Tänze um die Mittſommerzeit geweſen ſind, bezeugt Grimm („Deutſche Mythologie", S. 351 ff.) in reichſtem Maße. Bei dieſem Tanz iſt unzweifelhaft an eine Nachahmung des Tanzes der Sonne ſelber gedacht, wie wir ſolches auch ſonſt vielfach belegt finden.

In der lettiſchen Überlieferung heißt es noch ausdrücklich aus einem Mädchenlied:

„Die Sonne ließ einen Tanz ſich drehen
Am Rande des langen Waldes;
Gürte (mir), Mutter, einen Goldgürtel um,
Daß ich in den Haufen laufe."

Der Begriff der tanzenden Sonne mußte ſich in der Tat auf dieſer Stelle des Jahres ebenſo leicht einſtellen wie der Begriff des Schaukelns. So finden wir in der lettiſchen Überlieferung neben den Tänzen zu Johannistag auch das Schaukeln, das dann vielfach, durchaus ähnlich wie im deutſchen Raum Sommerſonnenwendefeſte auf den Oſtertag übertragen worden ſind, auch auf Oſtern verſchoben wurde. Ganz alte Überlieferungen, daß dieſe Tänze und dieſes Schaukeln, wie alle kultiſchen Gebräuche zugleich zur Verbeſſerung, zur Hebung des Lebens von Tier und Menſch dienen, klingen durch die alten Volkslieder hindurch:

„Hauet, Brüder, Birkenſtangen,
Laßt ſie an der Sonne welk werden;
Kommt das große Oſterfeſt,
Können die Schweſterchen ſich ſchaukeln.

Zu Faſtnacht fuhr ich im Schlitten vom Bergabhang,
Damit meine lieben Flachspflanzen lang wachſen;
Zu Oſtern ſchaukle ich mich,
Damit die lieben Kühe ſich nähren."

Johannistag oder Mittſommertag iſt zugleich der Tag der Kränze. Daß der Kranz aus grünem Laub und Blumen uraltes Symbol des Jahreslaufes iſt, iſt niemals beſtritten worden. So taucht der Kranz zu dieſer Zeit von der Queſte von Queſtenberg durch den ganzen deutſchen Raum, in Skandinavien, bei den Slawen, bei faſt allen europäiſchen Völkern als unentbehrliches Zeichen dieſer alten heiligen Zeit auf. Von dem lettiſchen lihgo-Feſt der Sommerſonnenwende wird uns ausdrücklich berichtet: „Johannistag! Auch auf dem Lande biſt du der kranzgeſchmückte, blumenumwobenſte aller Tage des ganzen Jahres. Die Kinder ſind ſchon am Vorabend in großer Erwartung. Und nun kommen ſie, eine Schar von Mägden und Weibern, beladen mit Kränzen und großen Bündeln von zuſammengerafften Blumen und Gräſern. Eine der Frauen iſt die Vorſängerin, und die anderen wiederholen den Refrain des Liedes, ſie treten auf die Hausfrau zu und ſetzen ihr einen Kranz über den anderen auf den Kopf. Ein Glück nur, daß die meiſten Kränze ſo groß ſind, daß ſie auf den Hals hinunterfallen, einige über die Schultern weg, ſonſt müßte die arme Mutter einen babyloniſchen Turm auf dem Kopfe tragen. Sie wird förmlich mit Blumen überſchüttet und reicht jeder Spenderin ein Glas Bier und einige Semmeln, während der Chor unermüdet fortſingt. Aber auch die anderen Glieder des Gutshauſes werden ähnlich bedacht, ein jedes wird bekränzt und beſungen. Und die Kranzwinderinnen haben ſich ſelbſt am wenigſten vergeſſen. Rieſig breit geflochtene, ſehr wenig geſchmackvolle Girlanden liegen über dem landesüblichen Kopftuch. Und morgen (am Johannistag)

prangt das Haus im Kranzſchmuck. Wo nur ein Nagel an einer Säule, einer Wand, einer Tür, da hält er einen Kranz. Es iſt ja Johannistag, da darf's an Blumen nicht fehlen. Die Kühe kommen mit blumengeſchmückten Hörnern nach Haus, an der Stalltür prangt ein Kranz, und wenn der Pferdeknecht ſeine Tiere liebt, dann hängt er ihnen einen an ihre Krippe."

Die Ebereſche, der alte, Lichtbaum, deſſen rote Sonnenfrüchte ihm auch auf Island den Namen eines heiligen Baumes eingetragen haben, wird bei den Letten zur Johanniszeit noch vielfach zum Umſtecken des Feldes verwandt, ſoll hier alſo Schutz und Segen bringen.

Gegenüber dieſen zahlreichen Feſten der erſten Jahreshälfte treten innerhalb der lettiſchen Überlieferung die Feſte der zweiten Jahreshälfte ſtark zurück, wenn ſie auch recht altertümlich ſind, ſo wird am Weihnachtsabend noch, entſprechend dem altisländiſchen Julklotz, dem Badnjak der Südſlawen ebenfalls ein einfacher Holzklotz, der blukkis, angezündet. Hier hat ſich alſo die älteſte Form erhalten. Der Weihnachtsabend heißt darum auch beim lettiſchen Bauern blukku wakkars, d.h. Klotzabend.

Ein ſehr eigenartiges Licht fällt aus der ariſchen Überlieferung auf eine merkwürdige Frage der deutſchen Kunſtgeſchichte. Neben der bekannten Madonna von Stuppach, die in neuerer Zeit aufgefunden unter den Kunſtgelehrten ſo viel Streit hervorrief, ſteht eine beſonders ſchön gearbeitete gläſerne Kanne. Man hat ſie damit erklären wollen, daß nach irgendeinem alten Kirchenvater dieſe Kanne ein Sinnbild für die unbefleckte Erkenntnis Mariä ſei, denn auch durch die gläſerne Kanne gehe das Sonnenlicht wohl hindurch, aber es verändere ſie nicht. Wahrſcheinlich hat die nicht ſeltene Überlieferung ſolcher Kannen aber eine tiefere Grundlage als dieſe wenig anſtändige Zweideutigkeit. Wir finden berichtet: „Im tiroliſchen Loſertale ſieht man in der heiligen Johannisnacht auf dem Pechhorn eine ſilberne Kanne, aus der das flüſſige Gold hervorquillt, wie Bier aus der ſchäumenden Kanne. Es iſt aber noch kein Sonntagskind gekommen, Kanne und Gold zu gewinnen." Der griechiſche Sonnengott Helios fährt in einem goldenen Becher und die goldene Schale erſcheint ſogar in einem alten plattdeutſchen Liede:

„Sunn, Sunn, kumm wedder,
Met din golden Fedder,
Met din golden Schal,
Beſchin uns alltomal."

Das gleiche taucht in der lettiſchen Überlieferung auf, wo die Sonne als goldene Kanne erſcheint, die im Meer gewaſchen wird oder die „Johannchen", der Heiligen des Johannsfeſtes, zerſchlägt (nämlich wenn die Sonne ſich wieder der abſteigenden Hälfte des Jahres zuwendet).

„Johannchen zerschlug die Kanne,
Auf einem Stein sitzend,
Der Gottes Sohn bebänderte sie
Mit silbernen Dauben." ...

*

„Die goldene Kanne" zerbricht zwar jedes Jahr, um im Frühjahr wieder aufs Neue strahlend dazusein. Die goldene Schale der alten Überlieferung aber, die wieder zu leuchten begonnen hat, werden trotz allen Bemühens die verschiedenen „Johannchen" nicht mehr zerschlagen bekommen — sie leuchtet aus allen Völkern, die Träger und Erbe des altnordischen Lichtwissens sind.

Warum erwähnen wir alle diese, auch die abgelegeneren Glaubensformen? Um zu zeigen, wie außerordentlich reich die geistigen und seelischen Entwicklungsmöglichkeiten aus dem Urgrunde des alten Lichtglaubens gewesen sind. Aber auch, um zu zeigen, wie er in seiner Allgemeingültigkeit, seiner dogmenlosen Verständlichkeit und ehrfurchtsvollem Schweigen vor dem, was wir nicht ergründen können, zwanglos sich nach der Art jedes Volkes gestalten ließ. —

Wir haben den bunten Strauß in der Hand, er scheint noch einmal wie lebendig, die ganzerblühten Blumen des arischen Geistes, die halberblühten und die Knospen, die man knickte, ehe sie sich entfalten konnten, die große Feuerblume des arischen Iranierglaubens, die bunte Wunderblume Indiens, die herbe Rose altgermanischen Seelentums, die strengen Formen Altroms, die helle Lichtblume, die Hellas gebar, die halbgeöffneten Sonnenblumen der ostarischen Glaubensform — und manchmal überkommt einen mit wehem Schmerz die Empfindung: war es wirklich geschichtlich nötig, daß dies alles zugrunde gehen mußte?

Und haben wir wirklich Besseres dafür bekommen? Haben wir nicht aus dem eigenen Seelentum unserer Rasse auch auf geistigem Gebiet Mehr und Schöneres gehabt, das uns besser entsprach und besser zusagte, das in neuer Form aus altem Grund geweckt uns besser zusagen würde, als dasjenige, was wir dafür bekamen?

Glaube, Blut und Boden

Vergleichen wir hier den nordiſchen Glauben in allen ſeinen Ausprägungen und als Deutſche beſonders den germaniſchen mit der chriſtlichen Lehre, ſo werden wir von vornherein mit Klarheit feſtzuſtellen haben, daß hier unter Chriſtentum nur verſtanden werden kann und verſtanden werden muß, was als chriſtliche Lehre von den chriſtlichen Kirchen gelehrt wird und als deren Glaubensbekenntnis immer wieder vertreten worden iſt. Rein perſönliche Auffaſſung vom Chriſtentum, die der eine oder der andere als ſein perſönliches Chriſtentum bezeichnet, können hier nicht herangezogen werden, denn es iſt eine in allen Auseinanderſetzungen über die Frage des Wertes der beiden Glaubensformen ſeit langem gemachte Erfahrung, daß bei jeder Ausſprache die Vertreter der chriſtlichen Lehre ſich auf den Standpunkt ſtellen, daß dieſer oder jener Teil des Bekenntniſſes überhaupt nicht weſentlich ſei, daß man dieſe oder jene Dinge als jüdiſch fallen laſſen könne, daß nur das Evangelium ſei, was „Chriſtum treibe“ und dergl. mehr. Mit dieſen Halbheiten iſt nichts anzufangen, ſondern was gegenübergeſtellt zu werden verdient, iſt auf der einen Seite die Geſamtheit nordiſchen Glaubens wie wir ihn aus den Quellen erſchließen können und wie er in immer wieder neuen Durchbrüchen bis in unſere Tage hinein unter Umgeſtaltungsverſuchen oder völligen Loslöſungsverſuchen der chriſtlichen Lehre gegenüber ſichtbar geworden iſt und das Bekenntnis, wie es nach § 1 der Reichskirche die alleinige „unantaſtbare Grundlage der deutſchen Evangeliſchen Kirche, das Evangelium von Jeſus Chriſtus iſt, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntniſſen der Reformation neu ans Licht getreten iſt“, d. h. das Alte und Neue Teſtament ſamt der Confessio Augustana, der Konkordienformel der Evangeliſchen Kirche, bzw. Schrift und Tradition der Katholiſchen Kirche..

Stellen wir inhaltlich dieſe Lehren dem Glaubensgut ariſcher Grundlage gegenüber, ſo ergibt ſich folgender Unterſchied:

Die chriſtliche Lehre ſteht auf der Grundlage der übernatürlichen Offenbarung, begonnen am Volke Iſrael, gekrönt in der Jungfrauengeburt, dem wunderbaren Sterben und Auferſtehen Jeſu Chriſti, an die geglaubt werden muß zur Erlangung einer jenſeitigen Seligkeit.

Alle Religionen der nordiſchen Raſſe erkennen die ewige, natürliche

Offenbarung Gottes in Zeit und Raum, in der Wirklichkeit des Lebens, und laſſen ſich an dieſer genügen.

Die chriſtliche Lehre glaubt an die örtliche und geſchichtliche Feſtlegung der perſönlichen Offenbarung Gottes allein in Paläſtina.

Alle Religionen nordiſcher Raſſe lehnen eine ſolche zeitliche und örtliche Begrenzung der göttlichen Offenbarung ab.

Alle chriſtlichen Lehren fordern Kenntnis und Fürwahrhalten der als geſchichtlich bezeichneten Heilstatſachen im Volke Iſrael und durch Chriſti Geburt und Sterben als Grundlage und Vorausſetzung, verlangen darum dogmatiſche Bindung an dieſe.

Alle Religionen der nordiſchen Raſſe „glauben" demgegenüber nicht an dogmatiſche Feſtlegungen, betrachten vielmehr auch alle Göttergeſtalten, die ſie geſchaffen haben, lediglich als dichteriſche Umſchreibungen der ewigen geheimnisvollen göttlichen Ordnung (Tacitus: „Im übrigen verträgt es ſich nach germaniſcher Anſchauung nicht mit ihrer Vorſtellung von der Hoheit der Himmliſchen, die Götter in vier Wände einzuſchließen oder ſie irgendwie in Menſchengeſtalt darzuſtellen: Wälder und Haine ſind ihnen geweiht, und göttliche Namen geben ſie jenem geheimnisvollen Weſen, das ſie nur in frommer Andacht ſchauen").

Alle chriſtlichen Lehren fordern den Glauben an wunderbare, der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis widerſprechende Eingriffe Gottes in die Ordnung der Welt, beginnend mit der Offenbarung an das Volk Iſrael bis zur Auferſtehung Chriſti.

Alle Religionen der nordiſchen Raſſe ſehen in der Ordnung der Welt, die der Verſtand bis zu ſeiner letzten Tiefe zu ergründen verſucht und vor deren letzten Geheimniſſen er ehrfurchtsvoll ſchweigt, die wirkliche „wunderbare" Grundlage ihres Glaubens.

Alle chriſtlichen Religionen bekämpfen unduldſam jede andere Glaubensform von der Grundlage, daß „in keinem anderen Namen Heil iſt". Sie führen einen religiöſen Vernichtungskampf gegen andere Religionen und verſuchen anderen Völkern ihren Glauben als den alleinberechtigten aufzuzwingen.

Alle Religionen der nordiſchen Raſſe ſind duldſam, weil ſie jedenfalls im Bereich ihres eigenen Raſſetums und deſſen Auswirkungen darum wiſſen, daß hinter allen äußeren Formen die aus Blut und Boden gewachſene Gleichheit der Verehrung von Gottes Weg und Ordnung ſteht.

(Anm.: Zwei Beiſpiele aus ganz verſchiedenen nordiſchen Völkern: Heimskringla I: „Da verlangte König Olaf, Sigrid ſolle ſich taufen laſſen und den Chriſtenglauben annehmen. Sie aber erwiderte: ‚Niemals werde ich den alten Glauben aufgeben, den ich und alle meine Geſippen vor mir

hatten. Doch will ich auch mit dir nicht darüber rechten, wenn du an den Gott glaubſt, der dir gefällt.' Da ergrimmte König Olaf gewaltig und rief wütend: ‚Wie ſollte ich dich heiraten, du heidniſche Hündin?' und er ſchlug ihr mit ſeinem Handſchuh ins Geſicht, den er in der Hand hielt. Dann ſtand er auf, und auch ſie erhob ſich. Jetzt ſagte Sigrid: ‚Das ſoll dir noch einmal den Tod bringen.' So trennten ſie ſich. Der König fuhr wieder nach Vik, die Königin aber nach Oſten ins Schwedenreich zurück."

Das andere Beiſpiel iſt der große Toleranzerlaß des buddhiſtiſchen Kaiſers Aſoka in Indien, der noch völlig die große Duldſamkeit nordiſchen Weſens hat: „Der göttergeliebte König Priyadarſchin ehrt alle Religionsgemeinſchaften, ob ſie wandernde oder anſäſſige ſind, durch Geſchenke und mannigfache Ehrenerweiſung. Aber der Göttergeliebte legt nicht ſo großes Gewicht auf Geſchenke und Ehrenerweiſungen als darauf, daß das, was ihre Eigentümlichkeit bildet, gedeihe. Das Gedeihen der Eigentümlichkeit aller Religionsgemeinſchaften iſt vielartig, die Grundlage dazu aber iſt Vorſicht in der Rede, daß man nämlich nicht die eigene Religionsgemeinſchaft hochpreiſt oder andere Religionsgemeinſchaften ſchmäht oder ohne Grund [die Vorſicht in der Rede] gering achtet, ſondern daß man bei gegebener Veranſaſſung fremde Religionsgemeinſchaften ehrt. Wenn man bei gegebener Veranlaſſung ſo verfährt, fördert man die eigene Religion und tut auch der anderen Religion Gutes. Wer anders verfährt, ſchädigt die eigene Religion und tut auch der anderen Religion Übles. Denn wer immer ſeine eigene Religion hochpreiſt und eine andere Religion ſchmäht, der ſchädigt, während er die eigene Religion erhöhen will, um ihr Glanz zu verleihen, durch ſolches Tun die eigene Religion ſehr. Einigkeit allein frommt, indem einer die Lehre des andern hört und gerne hört.")

Alle chriſtlichen Kirchen vertreten bekenntnisgemäß die Auffaſſung, daß Gott die Juden vor anderen Völkern auserwählt habe, und daß der Gott der Juden Jahwe der rechte Weltgott ſei, der ſich Iſrael unvollkommen, in Chriſto aber vollkommen geoffenbart habe.

(Anm.: Johannes IV, 22: „Das Heil kommt von den Juden"; Paulus Römer III: „Was hat alſo der Jude voraus? Oder was hat die Beſchneidung für Nutzen? Immerhin viel, in jedem Betracht. Voran, daß ihnen die Ausſprüche Gottes vertraut wurden.")

Alle Religionen der nordiſchen Raſſe lehnen den Gedanken eines auserwählten Volkes ab, glauben vielmehr, daß Gott in anderen Völkern in ihrer Weiſe auch lebendig und ſichtbar ſei, wie in ihnen ſelbſt. Es widerſpricht ſomit auch der Sittlichkeit aller nordiſchen Völker, die Ausſprüche des jüdiſchen Gottes Jahwe als ſie verpflichtendes Gotteswort anzuerkennen,

etwa V. Moſes 14, 21: „Ihr dürft keinerlei Aas eſſen. Dem Fremden, der ſich an deinem Wohnort aufhält, magſt du es geben, daß er es eſſe, oder du magſt es einem Ausländer verkaufen; denn du biſt ein Jahwe, deinem Gott, geheiligtes (!) Volk.“ — Kraſſer Widerſpruch zu der von allen nordiſchen Völkern gepflegten Gaſtlichkeit!

II. Moſes 3, 21—22: „Auch werde ich [Jahwe] dieſem Volk bei den Ägyptern Anſehen verſchaffen, damit, wenn ihr wegzieht, ihr nicht mit leeren Händen wegzieht. Sondern jedes Weib ſoll von ihrer Nachbarin und Hausgenoſſin verlangen, daß ſie ihr ſilberne und goldene Geräte und Kleider leihe (!); die ſollt ihr euren Söhnen und Töchtern anlegen und ſollt ſo die Ägypter um ihr Eigentum bringen (!!).“ — Alſo Anleitung zu Diebeskünſten im Widerſpruch zu jeder menſchlichen Redlichkeit!

Jeſaias 49, 23: „Könige ſollen deine Wärter ſein und ihre fürſtlichen Gemahlinnen deine Ammen; mit dem Angeſicht zur Erde niederfallend ſollen ſie dir huldigen und den Staub deiner Füße lecken.“

Jeſaias 60, 5—12: „Der Reichtum des Meeres wird ſich dir (Juda) zuwenden, die Güter der Völker werden an dich gelangen ... Die Tarſisſchiffe ſegeln voran, um deine Söhne von fernher heimzubringen ſamt dem Silber und Gold der Völker (!) ... Und Fremdlinge werden deine Mauern bauen und ihre Könige dich bedienen (!) ... Und deine Tore werden bei Tage beſtändig offenſtehen und bei Nacht nicht geſchloſſen werden, daß man die Güter der Völker zu dir hineinbringe unter der Führung ihrer Könige. Denn das Volk und das Reich, die dir nicht untertan ſein wollen, werden untergehen, und dieſe Völker werden ſicherlich veröden (!).“

Die Stellen ließen ſich beliebig vermehren; für das Gewiſſen nordraſſiſcher Menſchen können dieſe Ausſprüche Jahwes niemals Ausſprüche Gottes ſein — ſind immer nur Ausſprüche Judas, ſeelenfremd und raſſefremd.

Alle chriſtlichen Lehren fordern den Glauben an einen dreieinigen Gott „Ein einig göttlich Weſen ... und ſind doch drei Perſonen in demſelben einigen göttlichen Weſen ... und wird durch das Wort Perſon verſtanden nicht ein Stück, ſondern was für ſich beſteht (proprie subsistit); und werden die verworfen, welche ... nur Eine Perſon anerkennen.“ (Auguſtana)

Alle nordiſchen Religionen ſehen den unerklärlichen göttlichen Hintergrund wirkſam in allen Dingen des Lebens, die Einheit in der Vielheit; „Gott iſt das Sein der Dinge“, wie noch Meiſter Ekkehardt, der Myſtiker des Mittelalters, lehrt. Hinter allen vielfältigen Formen ſeiner Erſcheinung ſteht das Göttliche ſelbſt, in der altgermaniſchen Sprache noch als neutrum pluralis „das Gott“ ausgedrückt.

Am ſchärfſten zeigt ſich der Gegenſatz aller nordiſchen Religionen zur chriſtlichen Religion in der völlig anderen Bewertung von Heimat und Raſſe.

Die Heimat, die Erde, die Heimatſcholle iſt für den nordiſchen Menſchen gottverbunden, Odal „das Weſen der nordiſchen Frömmigkeit, iſt ein Nachhauſegehen. Wer ein ‚Zu Hauſe' hat, iſt fromm." (Kummer: Midgards Untergang.) Die Heimat iſt Midgard, Kosmos, Mikrokosmos und Makrokosmos, kleine Welt in der großen Welt, von ſegnenden Strömen umgeben, ſie wird bejaht und nicht verneint. Bäuerliche Frömmigkeit der nordiſchen Raſſe erlebt den Segen der Heimat, empfindet darum von der ganzen Erde ihr Stück Erde am meiſten als heiliges Land.

„Midgard, die Welt der ſinnvollen Ordnung, das Feld aller hegenden Tätigkeit des Menſchen, beſtehend, ſich erhaltend durch den ſtändigen Kampf der Menſchen auf Gottes Seite gegen widergöttliche Mächte: gegen Utgard, Midgard iſt der Inbegriff des Zuſammenwirkens aller göttlichen Geſetze mit aller menſchlichen Ehre. Mit dieſer ‚ſinnvollen Ordnung' ſahen nun die Germanen wie alle Indogermanen ihr Geſchlecht, ihre Sippen verbunden. Daher die Ahnenverehrung, die Heſtia-Vorſtellung, das heilige Herdfeuer, das die Fortdauer der Geſchlechter verſinnbildlicht; der Weltordnung entſprach eine göttliche Ordnung der Zeugungen; aus dieſer Ordnung der Zeugungen erklären ſich alle die indogermaniſchen Geſetze zur Arterhaltung, zur Hochzucht der Sippen, zur Reinigung der Sippen von ſchlechten Anlagen, zur Bewahrung der Raſſenſchranken gegenüber den Unfreien oder gegenüber fremden unterworfenen Bevölkerungen (Günther)."

Demgegenüber lehren nicht nur alle chriſtlichen Kirchen Paläſtina als das beſonders geheiligte Land, ſondern erklären die Erde als ungöttlich, geſchaffene Materie, die ohne Gottes Eingreifen ihm fern wäre. Bis ins Hochmittelalter hinein galt die Heimatloſigkeit (Xeniteia, peregrinatio) als vorzügliches Mittel zum Seelenheil, die Loslöſung von Heimat und Heimatboden als Pilger für beſonders verdienſtlich.

Alle nordiſchen Religionen, inſonderheit auch die germaniſche, vertraten die Heiligkeit der Frau als Trägerin des Blutserbes. Die Ehe bedeutete ihnen etwas beſonders Heiliges in der Ordnung des Lebens, die Stellung der Hausfrau war vielfach geradezu eine prieſterliche. Neckel („Liebe und Ehe bei den vorchriſtlichen Germanen", 1932) hat aus den Quellen die hohe Reinheit der germaniſchen Ehen wieder belegt.

Die chriſtliche Lehre, die nach Paulus (1. Corinther 7, 2) die Ehe anſieht als ein Mittel, „die Hurerei der Menſchen zu vermeiden", hat demgegenüber die Frau entwertet, nicht nur die Frau in der Kirche ſchweigen laſſen (1. Corinther 14,34), ſondern von ihr auch die Verhüllung des Hauptes im Gottesdienſte (1. Corinther 11) gefordert, weil ſonſt Ärgernis und Fleiſchesluſt erregt werden könnten. Sie hat die Frau als „Evastochter" zum „Gefäß der Sünde" erklärt. Mit Recht ſchreibt Günther („Die Raſſenpflege der Germanen und das Chriſtentum", „Nordiſche Welt" 5/6, 1934): „Mit dem

Chriſtentum kommt im Mittelalter eine Welle der Verunglimpfung des weiblichen Geſchlechts auf. Das Weib wird dargeſtellt als „templum aedificatum super cloacam", als das zur Fleiſchesluſt aufreizende Weſen, als die „Mutter der Sünde" oder die „Quelle der Sünde" (Friedberg, Bußbücher). Das Konzil von Macon im 7. Jahrhundert unter den merowingiſchen Frankenkönigen berät darüber, ob das Weib überhaupt ein Menſch zu nennen ſei (Gregor v. Tours 8, 20). Im Hexenhammer wird beim weiblichen Geſchlecht alles Abſcheuliche geſucht.

Körperliche Schönheit und Geſundheit wird in allen nordiſchen Religionen geprieſen, ihre Erreichung gilt als notwendig und wertvoll; der edle Menſch zeichnet ſich auch durch körperliche Schöne, ein Ergebnis guter Raſſenzüchtung aus, alle nordiſchen Religionen lehren, daß der Menſch ſich hinaufpflanzen ſolle.

Die chriſtliche Lehre ſieht demgegenüber den Leib als das Gefängnis der Seele, als das „Fleiſch" an, das dauernd zur Sünde verlocke und herabziehe. Das geht in vielen Fällen ſo weit, daß ihr nicht die Geſundheit, ſondern die Krankheit, nicht die Kraft, ſondern die Krüppelhaftigkeit als verdienſtlich gilt. Athanaſius, der Kirchenvater, rühmte den Heiligen Antonius von Ägypten, daß er ſeine Füße nicht waſche, die Heilige Agnes im 4. Jahrhundert war ſo heilig, daß ſie kein Bad mehr nahm. Bis in die neueſte Zeit geht dieſes Lob der Krankhaftigkeit. Fritz Woike in ſeinem Gedicht „Glaubenswunder" (zitiert im „Reichsboten" vom 27. Januar 1935) ſingt:

„Nur die Armen werden reich,
Stark nur, die an ſich verzagen;
Nur die lahm und blind zugleich,
Leben, wo die Gipfel ragen.
Jauchzend ſingen nur, die krank,
Frei wird nur, wen Ketten binden . . ."

Alle nordiſchen Religionen betonen und werten dagegen das Heldentum, ſehen im heldiſchen Menſchen den Mitkämpfer für die Sache des Guten auf der Erde, der um ſeines Gewiſſens willen zu dem „Wahrhaftigen gegen die Lügner" ſteht.

Das Heldentum des Kampfes in dieſer Welt wird dagegen in der chriſtlichen Lehre untergeordnet dem Erlöſungsbedürfnis des Menſchen, der ohne ſein Verdienſt und Würdigkeit erlöſt wird.

(Anm.: Erwin Reisner „Die Kirche des Kreuzes und das deutſche Schickſal", München, 1934: „Der ſchweigend untergehende Held hört wie kein anderer auf die Stimme ſeines Gewiſſens, aber das Heldentum hat mit Chriſtentum nichts zu ſchaffen." Gegenüber der Forderung des national-

ſozialiſtiſchen Staates, das heldiſche Ideal in den Mittelpunkt zu ſtellen, erklärt Reisner: „Der Staat verlangt von Chriſten nicht nur, daß er gehorcht, ſondern darüber hinaus, daß er die ſtaatliche Ideologie bejaht, daß er die Zwecke des Staates im Glauben an ein poſitives Ziel fördert, und das kann er als Chriſt ſchlechthin niemals. Die Kirche muß das als wertlos entſchleiern, worin der Staat den eigentlichen Inbegriff aller Werte ſieht, ſie muß alſo dem Staat im letzten und entſcheidenden Punkt den Gehorſam verweigern.“)

Der ſchärfſte Unterſchied liegt in der Wertung der Raſſe. Die chriſtliche Lehre kann ſchon den Begriff der Raſſe von ihrem Standpunkt nicht anerkennen, geſchweige denn die Möglichkeit der raſſiſchen Höherzüchtung nicht nur des Körpers, ſondern auch der Seele; für ſie iſt vielmehr alle Menſchheit durch Adams Fall mitgefallen und infolgedeſſen eine gleichmäßig mit der Erbſünde belaſtete Maſſe, innerhalb der es für die Seele keine raſſiſchen Unterſchiede gibt, die vielmehr aus dem einſtigen Urzuſtande, in der ſie Gott wohlgefällig war, gefallen iſt und nunmehr „des Teufels iſt“, wenn ſie nicht durch Chriſti Opfertod vom Teufel erlöſt wird. So bezeugt ausdrücklich Artikel 2 der Augsburger Konfeſſion: „Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menſchen, ſo natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das iſt, daß ſie alle von Mutterleib an voll böſer Luſt und Neigung ſind und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können; daß auch dieſelbe angeborene Seuche und Erbſünde wahrhaftig Sünde ſei und verdammet alle diejenigen unter ewigen Gotteszorn, ſo nicht durch die Taufe und den heiligen Geiſt wiederum neu geboren werden. Hieneben werden verworfen die Pelagianer und andere, ſo die Erbſünde nicht für Sünde halten, damit ſie die Natur fromm machen durch natürliche Kräfte zu Schmach dem Leiden und Verdienſt Chriſti.“

Dieſe Auffaſſung unterſtreicht noch einmal die Konkordienformel der Evangeliſchen Kirche II, 1, die ausdrücklich feſtſtellt, dieſe Erbſünde zöge nach ſich als Strafe, „ſo Gott auf Adams Kinder gelegt, den Tod, die ewige Verdammnis, auch andere leibliche und geiſtliche, zeitlich und ewig Elend, Tyrannei und Herrſchaft des Teufels, daß die menſchliche Natur (!) dem Reich des Teufels unterworfen und unter des Teufels Gewalt dahingegeben, der manchen großen, weiſen Menſchen in der Welt mit ſchrecklichem Irrtum, Ketzerei und anderer Blindheit betäubet“. In dieſer Verworfenheit ſind alle Raſſen für den chriſtlichen Glauben gleich. Ja, entgegen den wiſſenſchaftlichen Tatſachen der Raſſenlehre vertritt die chriſtliche Lehre die Auffaſſung (Apoſtelgeſchichte 17, 26), „er hat gemacht, daß von einem Blut alle Menſchengeſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen“;

sie behauptete also, was die Rassenkunde leugnet, und mit guten Gründen bestreitet, die Abkunft aller Menschen von einem Paar. Ausdrücklich hebt die christliche Lehre jedenfalls für das Gebiet der Seele die Rassenunterschiede auf, wie Offenbarung Johannes 5, 9 lehrt: „Du hast uns, Gott, heraus erlöst durch dein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache, jedem Volk und Volkstum."

Ein besonderes Sittlichkeitsgefühl einer Rasse erkennt die christliche Lehre nicht an. Sie nimmt sich das Recht, diese Auffassungen, das besondere rassische Sittlichkeitsgefühl der Völker zu beleidigen. So spricht es ausdrücklich lic. Hermann Sasse („Kirchliches Jahrbuch der Evangelischen Kirche", 59. Jahrg., 1932) in einer langen Auseinandersetzung über den Punkt 24 des Parteiprogramms der NSDAP. aus: „Die evangelische Kirche mußte ein Gespräch darüber mit dem offenen Geständnis beginnen, daß ihre Lehre eine vorsätzliche und permanente Beleidigung des Sittlichkeits- und Moralgefühls der germanischen Rasse" ist . . . „Wir wollen nicht wissen, ob die Partei für das Christentum eintritt, sondern wir möchten erfahren, ob auch im Dritten Reich die Kirche das Evangelium frei und ungehindert verkünden darf oder nicht, ob wir also unsere Beleidigungen des germanischen oder germanistischen Moralgefühls ungehindert fortsetzen dürfen, wie wir es mit Gottes Hilfe zu tun beabsichtigen, oder ob uns dort Einschränkungen auferlegt werden — z. B., daß wir es nicht mehr in der Schule tun dürfen, — und wer das Recht hat, uns diese Einschränkungen aufzuerlegen."

Alle Religionen der nordischen Rasse haben demgegenüber keinen Begriff der Erbsünde, demnach auch keinerlei Bedürfnis, von einer Erbsünde erlöst zu werden, vielmehr die Überzeugung, daß der Mensch in der großen Ordnung der Welt sich höherzüchten könne, ja, daß seine eigentliche Aufgabe in der Steigerung seiner guten Kräfte Körpers und der Seele gelegen sei und daß dieses für ihn religiös ausreicht. Alle Völker nordischer Rasse haben als ein besonders geeignetes Mittel zur Steigerung der guten, lichten Kräfte in ihnen auch stets Hochzucht des eigenen Geschlechtes, Verstärkung der guten und Ausmerzen der minderwertigen Rassenanlagen gefunden. Günther (a. a. O.) spricht dies sehr deutlich aus: „Der große Zug des Indogermanentums, die Bejahung des überragend Menschlichen, hat sich ausgewirkt bis auf die Zucht der Geschlechter im Sinne von ausmerzender und auslesender Züchtung. Auch auf dem Wege der Auslese will man dem Zielbilde des Edelings näherkommen, es in seiner Sippe verwirklicht sehen — auch in der Auslese, nicht nur in der einzelmenschlichen Lebensführung: Den Isländern, wie allen Germanen war stormenska, das Wesen des Stormans, des „großen Mannes", ein hoher Wert; man strebte danach, mit seiner Familie zu den mikilmenn gerechnet zu werden und sah herab auf

die Unlmenn, erblich ſchmächtigen Menſchen, leiblich und ſeeliſch ſchwächeren. Demnach mußte man danach ſtreben, ſich den Mann oder die Frau aus den bewährten hochgezüchteten Geſchlechtern zu wählen. Der gleiche Zug bei allen Indogermanen: die Freude am Tüchtigen und Schönen, am Edeling, Kalokagathie der Griechen, das Vorbild des „megalopsychos", des Menſchen mit der „magnitudo animi", des „egregius". Alles dies war aber bei den Indogermanen und ſo den Germanen nicht eine ſtändiſche Erſcheinung, nicht das Lebensgefühl weniger, eines Adels, ſondern ſo empfand mehr oder weniger der ganze Stamm, alle Freien, alle Gemeinfreien. Zur Achtſamkeit auf die eigene Artung, deren leibliche und ſeeliſche Tüchtigkeit, lenkte auch die Ahnenverehrung der Indogermanen immer wieder zurück: Die Verehrung der divi parentes, wie die Römer ſagten. Sie bewirkte dieſe Sorge um die Erhaltung der Geſchlechter. Das Erlöſchen eines Geſchlechts muß als einer der ſchwerſten Schickſalsſchläge empfunden worden ſein. Aber nicht auf die Erhaltung des Geſchlechts allein kam es an, ſondern auch auf die Erhaltung der Güte des Geſchlechts, der Ausleſehöhe ſeiner Anlagen. Darum auch die Pflicht zur Reinigung der Sippe von Entarteten, von Neidingen, Bösartigen, durch deren Friedloserklärung oder Tötung. Die ausgeleſenen Geſchlechter mögen um ſo mehr Verpflichtung zur Artpflege empfunden haben, je mehr ſie ihren Urſprung auf einen Helden, einen Halbgott oder Gott zurückführten, je mehr ſie ſich als diogeneis empfanden."

Aus dieſem Grund finden wir bei den indogermaniſchen Völkern eine bewußte Raſſenpflege, Ausſchaltung Minderwertiger und Entarteter, Beſtrafung des Verbrechens als „Nieder-Trächtigkeit", „Bös-Artigkeit" — überall Hinweiſe darauf, daß böſe Tat als Zeichen böſer Art, oder beſſer Entartung angeſehen wurde. Wir finden auf der anderen Seite dort, wo nordiſche Völker über andersraſſigem Volkstum ſitzen, eine betonte Raſſenſchranke, das Kind des Freien und des Unfreien konnten keine rechte Ehe eingehen, ein Kind aus ſolcher raſſiſchen Miſchehe folgte der „ärgeren Hand". Erſt mit dem Aufheben dieſer Raſſenſchranke ſetzte dann weitgehend der raſſiſche Verfall ein, der eigentliche Grund zum Niedergange Irans, Griechenlands und Roms.

Die chriſtliche Kirche hat dieſe Raſſenſchranke überall zerſtört und die Erbgeſundheitspflege der nordiſchen Völker bekämpft.

Niemand hat das beſſer formuliert als Profeſſor Hans F. K. Günther (a. a. O. „Die Raſſenpflege der Germanen und das Chriſtentum"): „Das indogermaniſche und germaniſche Streben nach edler Art und nach der Lebensführung des Edelings konnte gegenüber dieſer Glaubenswelt nicht beſtehen. Edelingsart konnte kein Wert ſein für eine Lehre, die den Menſchen anſah als im Keime verdorben, als ‚böſe von Jugend auf', als erzeugt

aus ‚sündigem Samen'. Es war nach dieser Lehre gar nicht möglich, daß sich irgendwo und irgendwann einmal etwas Göttliches in Menschengeschlechtern darstellen könnte, alles Menschliche war in der Erbsünde empfangen, vor Gott unwürdig und darum auf eine Erlösung angewiesen ..."
„... Das Christentum hat somit die germanische Bezogenheit auf ein Menschenbild leiblich-seelischer Vollendung und hochtrachtender Lebensführung gelöst und stattdessen die Tugenden derjenigen gelehrt, die von den Germanen als litil-menn, als kleinmütige, kleinbeseelte Menschen, bezeichnet worden waren. Damit fiel durch die neue Glaubenslehre das Auslesevorbild vom erbtüchtigen, schönen und edlen Menschen. Das mußte sich im Laufe der Jahrhunderte auswirken und hat sich mit anderen geschichtlichen Mächten zusammen dahin ausgewirkt, daß wir Deutschen rassisch und erbgesundheitlich anders dastehen als die Germanen."

Werfen wir nun die Frage wieder auf, die wir an den Anfang unserer Betrachtungen gestellt hatten, ob die Gotteserkenntnis der Völker nordischer Rasse zurückgeblieben sei, minderwertig und geringer gewesen sei als die Gotteserkenntnis, wie wir sie aus dem Rasseraum der vorderasiatisch-semitischen Kultur erfahren haben, so glauben wir, diese Frage glatt verneinen zu können. Es ist gar keine Rede davon, daß unsere Vorfahren auf religiösem Gebiet in irgendeiner Weise den „Offenbarungen" Alten und Neuen Testamentes unterlegen gewesen wären. Im Gegenteil! Wesenhaft verschieden von den Religionsschöpfungen Palästinas, dem Judentum und dem auf seiner Grundlage erwachsenen Christentum, durch Abgründe auch der sittlichen Bewertung von ihnen getrennt, haben die Religionen der nordischen Völker eine eigenwüchsige Höhe erreicht, die der Art dieser Rasse entsprach und in einem unerhörten Reichtum religiöser Formen von ihren höchstentwickelten bis zu den schon früh zerstörten eine solche Fülle von schlichtester Frömmigkeit, wahrhafter Ehrfurcht und seelischer Güte gezeigt haben, daß sie keinen Grund haben, hinter die Religionsschöpfungen des Orients zurückzutreten.

Wir haben ferner klargemacht und unwiderleglich den Nachweis geführt, daß gerade die entscheidenden Grundlagen des christlichen Glaubens, das wunderbare Leben und Sterben Christi, überhaupt nur verständlich sind, wenn man in ihnen die stofflich verkörperte, auf eine Person, einen Zeitpunkt und ein Land bezogene, ihrer kosmischen Allgemeingültigkeit entkleidete, legendäre Gestaltung des Sonnenlaufes, den umgebildeten Mythos vom „Stirb und Werde" der Nordlandsvölker erkennt.

Auf den dann noch verbleibenden Rest, die eigentliche Lehre Christi, soweit die moderne Bibelkritik nicht überhaupt große Teile davon als spätere Zusätze erwiesen hat, kann man das Wort Friedrichs des Großen, dieses tieffrommen deutschen Mannes, den nur dogmatische Engstirnigkeit

als seichten Aufklärer zu bezeichnen wagen kann, anwenden: „Man kann es Jesu Christo nicht vergeben, daß er seine Pflicht nicht besser ausgerichtet; denn er hat uns weiter nichts als einige moralische Sätze gelehrt, welche die Heiden schon vor seiner Zeit auf eine überzeugendere und deutlichere Art vorgetragen hatten. Eine eigentliche Religionslehre hat er nicht gepredigt. Man untersuche die vornehmsten Wahrheiten des Glaubens. Jesus Christus hat nie ein Wort davon gesagt; nie hat er das Wunder seiner Geburt verkündigt, nie von der Dreieinigkeit, den Sakramenten und der Erbsünde geredet, und dies sind doch die vier Punkte, worauf die christliche Religion beruht."

Kann man uns vorwerfen, daß wir zurückgehen auf die Überlieferungen unserer Väter, daß wir die religiösen Werte herausstellen, die unsere eigene Rasse geschaffen hat? Wo die Dolmen und Hünengräber stehen, wo von einem alten Heiligtum zum anderen die heiligen Linien durch unser Land laufen, die Wiedergabe der himmlischen Ordnung auf der Erde, (wie sie der hochverdiente alte Wilhelm Teudt [„Germanische Heiligtümer", Jena, 1931], der auch von der Wissenschaft heute restlos gerechtfertigte Entdecker des germanischen Heiligtums auf den Externsteinen, erschlossen hat), hat die Überlieferung weitergelebt von dem Licht der nordischen Lande, mühsam aus Schutt und Trümmern haben wir uns unser Vätererbe wieder heraussuchen müssen, haben von Volk zu Volk bei den Erben der alten Nordlandrasse angeklopft und aus der stillgeraunten Sage, der halberstickten Überlieferung, den Sonnenrädern auf den Bauernhäusern und den gebannten Steinbildern in alten Kirchen, aus fremd gewordenen Sprachen der alten gemeinsamen Sprache unserer Väter Geisteserbe uns wieder zusammengesucht. Warum tun wir dies? Tun wir es nur aus einer Romantik, die die eigene Vergangenheit überschätzen will? Dazu kennen wir diese Vergangenheit zu gut. Ihre Schönheiten sind so groß, daß wir sie nicht überschätzen, wenn wir sie gerecht würdigen. Aus einem viel tieferen Grund greifen wir heute zurück auf die Frömmigkeit unserer Rasse — aus Sehnsucht nach Verbindung mit dem Ewigen. Aus Sehnsucht nach einer religiösen Erkenntnis, die uns nicht zwingen will, etwas zu glauben, was unserer Art widerspricht, eine Erkenntnis, die uns auf geradem Wege an das göttliche Geheimnis, vor dem wir verstummen, heranbringt, aus dem Willen, die unserer Rasse gegebene Form des Gotterlebens zu vollenden — und nicht zuletzt aus der sittlichen Not unserer Zeit, die Gott erleben muß, wenn sie nicht zwischen einem fremden Glauben und den Zweifeln des eigenen Herzens — gottlos, richtungslos und sittenlos sein will.

Es ist ein Unrecht, dem Suchen nach den eigenen Werten auf dem Gebiet der Religion vorzuwerfen, daß es frevelhaft Heiliges zerstöre; es ist vielmehr der große Aufbruch auf der Suche zu Gott. Dostojewski hat ein-

mal von dem deutſchen Volke das tiefſinnige Wort geprägt, daß ſeine Geſchichte ein einziger Proteſt geweſen ſei, aber daß es ſein letztes Wort noch nicht geſprochen habe. Dieſes letzte Wort zu finden, das neue Wort der Seele unſerer Raſſe iſt Aufgabe und Schickſal unſerer Tage. Die ſchwerſte Frage der Zeit „Wie bekommen wir ein arteigenes Sittengeſetz, das die Beziehungen der Menſchen zu einander ordnet?“ hängt von der Beantwortung dieſer Frage ab. Dieſes Sittengeſetz können wir nur finden, wenn wir heimgehen zu Gott ſelber, zu ſeiner Offenbarung in der großen Ordnung der Welt und im eigenen Gewiſſen. Es muß autonom ſein, oder es bleibt ewig umkämpft; es muß einleuchtend ſein, oder es bleibt zweifelhaft. Darum hat uns die Gottesſchau unſerer Ahnen in dieſen Tagen ſo viel zu ſagen, und darum hängt von der Frage des Wertes der vorchriſtlichen Gotteserkenntnis unſerer Raſſe noch mehr ab, als nur die Beibringung des fehlenden Schlußgliedes in der Kette der Beweiſe für den Wert der nordiſchen Raſſe überhaupt.

Die Gotteserkenntnis dieſer Raſſe aber führt zugleich, wie wir ſie in allen ihren verſchiedenen Ausprägungen geſehen haben, in das Allgemeingültige hinüber. Es handelt ſich hier nirgendwo um Stammesgötter, die erſt ſpät zu Weltgöttern werden, ſondern um eine ehrfurchtsvolle, vernünftige, dabei erhabene und tiefſinnige Einſicht in Gottes Weg und Weſen in der Welt, in das Wirken des göttlichen Funkens hinter allen Dingen, ſo wie es einmal in dem wie ein ſteinzeitlicher Granitblock fremdartig aus der Menge der dogmatiſchen Lieder hervorragenden, in ſeiner Grundhaltung ganz nordiſchen Choral hervortritt: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . .“

An der Stiftskirche zu Tübingen ſteht ein erſchütterndes Bildwerk: der alte nordiſche Sonnengott, auf ſeinem eigenen Jahresrade aufs Rad geflochten — geſchaffen als Triumphzeichen der Chriſtianiſierungsperiode auf unſerem Boden aus der Zeit, als das alte Licht erloſch.

Heute ſteigt er groß und ſichtbar wieder über unſerer Erde auf. Ein Weltzeitalter iſt zu Ende gegangen, das von jenem altchriſtlichen Symbol der Fiſche bezeichnet war. Ein neues Weltzeitalter ſcheint heraufzuziehen, in dem wir die „goldenen Tafeln“ wiedergefunden haben.

Der einſame Dichter Franz Grillparzer hat dieſes Kommen vorausgeſehen, als er ſchrieb: „Die heidniſche Weltanſicht iſt die Naturanſicht... die chriſtliche beruht auf Suppoſitionen (Annahmen, d. Verf.). Sie iſt daher ihrem Weſen nach bedingt und eingeſchränkt. Wer weiß, ob ſie in 300 Jahren noch gilt. Die heidniſche wird gelten, ſolange die Welt ſteht und Menſchen Menſchen ſind.“

Inhalt

Seite

Die Grundfrage der deutſchen Frühgeſchichte 5

Der Streit um die vorchriſtliche Religioſität 15

Vordergrund und Hintergrund der germaniſchen Religioſität 22

Mythologie und Jahreslauf 25

Symbolik und Urglaube 56

Der Reichtum nordiſcher Religioſität 74

Glaube, Blut und Boden 89

*

Karl Theodor Straſſers Trilogie unſerer germaniſchen Vorgeſchichte

Wikinger und Normannen. 2. Auflage. 27 Abb. Leinen RM. 11.—

Sachſen und Angelſachſen. Mit 35 Abbildungen. Leinen RM. 9.—

Die Nordgermanen. Mit 35 Abbildungen. In Leinen geb. RM. 8.50

Alle drei Bände in geſchmackvoller Kaſſette RM. 25.—

Karl Theodor Straſſer iſt einer der wenigen Hiſtoriker, die den Mut haben, germaniſche Geſchichte vom Germanen aus zu betrachten. Er führt uns in ſeinen Büchern in die Urheimat der germaniſchen Völker und verſteht es, mit meiſterhaftem Geſchick nicht nur das politiſche äußere Geſchehen vergangener Zeiten vor unſeren Augen entſtehen zu laſſen. Er gibt ein wiſſenſchaftlich einwandfreies und doch volkstümlich dargeſtelltes Geſamtbild dieſer nordiſchen Stämme. Wir lernen den Trotz nordiſcher Bauerngeſchlechter kennen, wir können uns in die harte und dabei doch wieder ſo zarte Glaubenswelt unſerer nordiſchen Vorfahren einfühlen. ...

Die Werke Straſſers füllen nicht nur eine bisher vorhandene Lücke aus. Sie ſind in ganz beſonderem Maße geeignet, den Leſer an der Lebensfreude und kulturellen Höhe dieſer nordiſchen Völker teilnehmen zu laſſen und helfen ſomit an dem Aufbau einer ununterbrochenen einheitlichen Tradition unſeres deutſchen Volkes bis in die wirklichen Tiefen der germaniſchen Vorzeit zurück. Der Ausgangspunkt der deutſchen Geſchichte iſt der germaniſche Norden, nicht Rom und das Mittelmeer, noch weniger das Chriſtentum. Zu dieſer Erkenntnis mögen die meiſterhaften Bücher Straſſers zum Segen unſeres Volkes mit beitragen. („Hammer", Leipzig)

Kürzlich erſchienen von Karl Theodor Straſſer:

Niederſachſen und das Reich. Kartoniert RM. 1.50

Der Unſterblichkeitsglaube der Germanen. Kt. RM. 1.50

Von Dr. Johann von Leers erschien im gleichen Verlage:

Der Kardinal und die Germanen

Eine Auseinandersetzung mit Kardinal Faulhaber

3. Auflage. Kartoniert RM. 1.50

Mit vornehmer Sachlichkeit führt Dr. von Leers aus, was wir heute über die vorchristliche Kultur und die Zwangsbekehrung der Germanen wissen.
(Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf, in Reklams Universum.)

Der bekannte Verfasser gibt in dieser Schrift dem Kardinal eine Antwort, die gerade darum so überzeugend wirkt, weil sie sich aller Polemik enthält und in vornehmer Zurückhaltung gegenüber den Glaubenswerten einer anderen Religion lediglich dort einsetzt, wo durch unangemessene, einseitige oder gar falsche Darstellungen unserer Geschichte und unserer Vorfahren die Anliegen des Deutschtums und besonders des deutschen Glaubens berührt werden. Der Verfasser bringt zahlreiches wertvolles Material zur germanischen Ur- und Vorgeschichte, an Hand dessen er nachweist, wie unmöglich der Versuch Faulhabers ist, allein auf Grund ausgewählter Tacituszitate eine in heutiger Zeit auch nur annähernd ernst zu nehmende Schilderung des vorchristlichen Germanentums zu geben. (Deutscher Glaube)

Was hier Dr. von Leers unter ausdrücklicher Vermeidung jedes Kampfes auf religiösem Gebiet in vornehmer und kenntnisreicher Sachlichkeit an Tatsachen bringt über die Kultur der Germanen, ihre Religiosität, die Einführung des Christentums usw., das ist unwiderlegbar und gibt dem Sucher und Kämpfer unbesiegbare Kampfmittel in die Hand. (Informationsbrief, Berlin)

Die vorliegende Erwiderung ist getragen von vornehmer Sachlichkeit; anstatt Behauptungen aufzustellen, bietet Dr. von Leers wissenschaftlich begründetes Beweismaterial, und seine Schrift hat dadurch weit mehr als Augenblickswert. (Hammer, Leipzig)

Mit besten Mitteln neuzeitlicher Geschichtsforschung vertraut und gewappnet, weist von Leers die an den neueren Quellen vorübergehende, aus konfessioneller Begrenztheit die Kulturhöhe der alten Germanen lediglich negierende Betrachtungsweise sachlich und würdig zurück. Die positive Beweisführung des Verfassers zu lesen, ist in hohem Maße lehrreich und verdient allgemeine Kenntnisnahme. (Schles. Tagespost, Breslau)

Dr. Johann von Leers ist Herausgeber der im Verlage Klinkhardt & Biermann, Berlin W 62, erscheinenden Monatsschrift

„Nordische Welt"

Zeitschrift der Gesellschaft für Germanische Ur- und Vorgeschichte

Bezugspreis jährlich RM. 12.—, Einzelheft RM. 1.50

Probehefte durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Nr. 20650

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Le
Al
Wis
ui
ne
Gla
19